

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 16. März 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N. 24.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 79.

XXVI. Eine Geistergeschichte.

Um zwei Uhr waren unsere Hohen-Bieger wieder in ihrem Dorf, und eine halbe Stunde später wußte jeder bis auf die letzten Loose hinaus, daß die Strolche gefunden und auf dem Wege nach Frankfurt seien. Im Krüge, wo sich bald einige Bauern, auch Kallies und Kümmerly versammelten, entsann man sich Mischwizens sehr wohl, der immer ein Tagebieb und Taugenichts gewesen sei, und erging sich in Vermuthungen, woher er den französischen Soldatenrock genommen haben könne, Vermuthungen, die mit Todtschlag begannen und über qualifisirten Diebstahl hin einfach bei Tausch oder Kauf endigten. Dies letztere war denn auch das wahrscheinlichste. In Küstern, wo der Typhus jeden Tag die Reihen der französischen, zum Theil aus Hessen und Westfalen bestehenden Garnison lichtetete, war zu solchen „Geschäften unter der Hand“ die reichlichste Gelegenheit gegeben. Von Rosentreter wußte niemand. Das Lob des Hüttejungen war auf aller Lippen.

Auch im Herrenhause riß das Erzählen gar nicht ab. Kathinka und Tante Schorlemmer wollten alles bis auf die kleinsten Hüge wissen, und als es unten im Wohnzimmer nichts mehr zu berichten gab, wurde oben in Renatens Krankenzimmer das Berichterhalten fortgesetzt. Lewin saß eine Stunde lang an ihrem Bett und ließ der Reihenfolge nach erst das Absuchen des Wäldchens, dann den Ueberfall und den Transport der Gefangenen an ihrem Auge vorüber ziehen. Nichts wurde vergessen; namentlich hob er aus seinem Gespräche mit dem jungen Scharwenka hervor, daß Maline Unrecht habe, pries Hanne Bogums Umsicht und schilderte schließlich den Eindruck, den die auf dem Rohrwerder mitgefangene Frau auf ihn gemacht habe.

So kam die Tischstunde heran. Der alte Wigewitz war in bester Laune, und so unbequem es ihm sein mochte, mit seiner Hypothese von den „Marodeurs“ und „Deserteurs“ eine arge Niederlage erlitten zu haben, so gewann er es doch über

sich, was sonst nicht seine Art war, über sich selbst und seinen Rechnungsfehler zu scherzen. Wußte er doch, daß er schließlich Recht behalten würde. Alles war nur Frage der Zeit.

Gleich nach Tisch sollte zu Graf Drosselstein nach Hohen-Biejar hinüber gefahren werden; Tubal und Kathinka schuldeten ihm ohnehin noch ihren Besuch, der, wenn er überhaupt noch gemacht werden sollte, nicht hinaus geschoben werden konnte. Denn am andern Tage schon sollte von Schloß Guse aus die Rückkehr beider Geschwister nach Berlin angetreten werden. Krist mit den Ponies hielt schon vor der Treppe, als die Tafel aufgehoben wurde; wenige Minuten später bog der Wagen von der Auffahrt her in die Dorfstraße ein. Kathinka, einer ihrer Passionen folgend, hatte die Leinen genommen und fuhr. Als sie an Mielkys Mühle vorüber kamen, begegnete ihnen Doktor Leist von Lebus, der sich getreulich einstellte, um nach seiner Kranken zu sehen. Nur kurze Grüße wurden gewechselt.

Alte-Doktor Leist, der seit vierzig Jahren im Hohen-Biejar Herrenhause so gut Bescheid wußte wie in seinem eigenen, stieg, nachdem er ein paar Worte mit Jezeje gewechselt und von dem großen Ereigniß des Tages gehört hatte, treppan und trat bei Renaten ein.

Nur Maline war bei ihr. Das Schlafzimmer, jetzt auch Krankenzimmer, lag auf der der Gerichtsstube entgegengesetzten Seite des Hauses und war nur durch eine Siebelwand von dem mehrgenannten alten Querbau getrennt, der ehemals als Bankettsaal, dann als Kapelle gedient, und nun längst schon seine früheren Bestimmungen mit der bescheidenen einer großen Obst- und Kumpellammer vertauscht hatte. Am Ende des Korridors befand sich eine schmale Thür, die mit Hilfe einer hochstufigen Treppe die Verbindung mit diesem alten Querbau unterhielt. Doktor Leist trat an das Bett der Kranken, fühlte den Puls und sagte dann, während er eine fieberfüllende Arznei auswickelte: „Hier bring' ich etwas. Der alte Doktor Leist ist wie der Weihnachtsmann; er bringt immer etwas mit.“

„Nur der Weihnachtsmann bringt Süßes, und Doktor Leist bringt Bitteres.“

„Nicht doch, nicht doch, Kenatzen. Da sollten Sie den alten Leist doch besser kennen. Der weiß, was sich schickt, und kennt seine deutschen Sprichwörter. Gleich und gleich gefellt sich gern. Und für so liebe kleine Fräuleins ist das Bittere gar nicht da.“

„Also sauer?“

„Sauer und süß; eine Doppellimonade.“

„Das ist recht. Ich fürchte mich vor jedem Löffel Medizin. Aber eine Doppellimonade, das mag gehen. Und wie ist es mit der Diät, Dottorchens?“

„Nicht zu streng. Sagen wir ein Biscuit und etwas gestoßtes Obst.“

„Nicht auch frisches?“

„Allenfalls auch frisches. Aber mit Auswahl. Etwa einen mürben Gravensteiner oder eine Calville.“

„Danke, danke. Die lieb' ich gerade sehr. Und darf ich mir auch etwas vorplaudern lassen? Von Maline?“

„Gut, gut.“

„Oder von Tante Schorsemmer?“

„Noch besser. Sie wird, denk' ich, mehr kalmiren als irritiren. Und das ist genau, was wir brauchen.“

Damit empfahl sich Doktor Leist und versprach am andern Tage wieder zu kommen.

Der Alte war kaum fort, als Kenate Malinen heranwinkte. „Nun nimm eine Fußbant und setze Dich zu mir; hier dicht an mein Bett. Wir haben ja des Doktors Erlaubniß. Und nun gib mir Deine Hand. Ach, wie schön kühl Du bist. Wenn ich nur eine ruhige Nacht hätte! Aber ich habe immer Bilder vor den Augen.“

„Das ist das Fieber.“

„Ja, das Fieber. Und das quält mich, daß ich den Anblick der armen Frau nicht los werden kann.“

„Welcher Frau?“

„Die sie heute Mittag auf dem Rohrwerder mit aufgespritzt haben. Lewin sagte mir, daß kein rohes Wort, nicht einmal eine Klage über ihre Lippen gekommen sei.“

„Aber, Fräulein, es ist ja eine Diebin. Und keiner weiß, wem sie zugehört. Kristi sagte mir: sie hat zwei Männer oder keinen. Und das ist doch schlimm, das eine wie das andere.“

„Ich habe doch Mitleid mit ihr, und so recht eigentlich schlecht kann sie nicht sein; denn sieh, sie hat nicht an sich gedacht, sondern erst an ihr Kind, und hat es in einen kleinen Schlittenskasten gepackt und es mit sich genommen. Und nun seh' ich immer die lange Frankfurter Pappellasse vor mir, die sein Ende nimmt und weit, weit am Horizonte zu einem Punkte zusammenläuft. Und zwischen den Pappeln geht die Frau und zieht den Schlittenskasten, in dem das Kind sitzt, und wenn sie aufwärts, adwärts an den Punkt kommt, wo die Pappeln ein Ende zu nehmen schienen, dann thut sich eine neue Allee auf, die noch länger ist und wieder in einem Punkte zusammenläuft. Und die Frau wird immer matter und müder. Es peinigt mich. Ich wollte, daß ich das Bild los werden könnte.“

„Knull und Macke sind ja gute Leute und werden ihr nicht mehr auflegen, als sie tragen kann.“

„Es sind Bauern, und Bauern sind hart und taub. Ich wollte, der junge Scharwenka hätte den Transport übernommen. Der ist schon anders und läßt mit sich reden.“

„Der?“ fragte Maline.

„Ja der. Und Du mußt Dich nicht gleich verfärben, wenn ich bloß seinen Namen nenne. Er hat mit Lewin gesprochen und ihm seine Noth geklagt.“

„Er verklagt mich überall.“

„Das sagt er auch von Dir. Und nun höre mich an, Maline, und wirf nicht den Kopf. Wir waren immer gute Freunde; so laß Dir rathen und sei nicht eigensinnig.“

Aber ehe Kenate weiter sprechen konnte, barg Maline den Kopf in ihrer Herrin Bettkissen und sang heftig an zu schluchzen.

„Und nun wirst Du gar noch weinen! Oder weine nur.“

Es ist das erste Zugeständniß, daß Du unrecht hast, und daß der kleine Trosttopf es nur noch nicht sagen will.“

„Er hat mir meine Armut vorgeworfen.“

„Nein, das hat er nicht. Er hat Dir Deinen Hochmuth vorgeworfen. Und da hat er Recht. Und er hat auch Recht in allem, was er von Euch Kubalteschen Mädchen sagt. Das ist ein ewiges Nasenrumpfen und Vornehmthun von Dir und der kleinen Eve drüben und das lassen sich die Bauern nicht gefallen. Ihr wollt beide wie Stadtmädchen sein.“

Maline nickte.

„Und was hättest Du denn in der großen Stadt? Ein bißchen Pug und ein paar Andeter mehr. Aber was käme für Dich dabei heraus? Ein städtisches Stend und eine Stabstompeter- oder Kassenbotenfrau. Nein, Maline, bleibe in Hohen-Bieg; es ist ein Glück, das Du machst; sind doch die Scharwenkas die reichsten Leute im Dorf, und nicht die schlechtesten. Und er liebt Dich und kann nicht von Dir los, trotzdem er eigentlich möchte. Und sieh, das ist so recht die Liebe, wie ich sie mir auch immer gewünscht habe, daß man einen vor Aerger umbringen und zugleich vor Sehnsucht todt küssen möchte.“

„Wie gut Fräulein Kenate das alles beschreiben können. Aber er muß kommen.“

„Nein, Du mußt kommen.“

Maline senkte. Dann aber plötzlich bedeckte sie Kenatens Hand mit Küßen, und aufathmend, als ob eine große Last von ihr genommen wäre, sagte sie: „Wie leicht mir wieder ums Herz ist! Ach, Fräulein, Fräulein, er ist ja doch der beste Mensch von der Welt. Und es ist auch häßlich von ihm, daß er sich nicht alles gefallen läßt. Ein Mann muß doch ein Mann sein. Und eigentlich kann ich ihn ja doch um den Finger wideln.“

Es schlug sieben, und Maline erhob sich, um der Kranken ihre Medizin zu geben.

„Doktor Leist hat Recht; es schmeckt wie eine Doppellimonade. Und nun hole mir noch ein paar Calvillen. Hier schräg unter uns aus dem alten Saal. Aber nimm den Wachstod und sieh Dich vor auf der Treppe; die Stufen sind so ausgefallen. Und verübe Dich auch nicht in dem Hohnenstroh.“

Maline sah vor sich hin. Dann jagte sie verlegen: „Ich möchte die Aepfel doch lieber aus der Speisekammer holen, nicht aus dem alten Saale.“

„Aber wozu den weiten Weg? Wir sind ja hier Wand an Wand. Ein paar Stufen und Du bist unten. Die Calvillen liegen links neben dem Altar.“

„Ich kann nicht gehen, Fräulein Kenate.“

„Was ist Dir?“

„Ich fürchte mich.“

„Weshalb?“

„Er betet wieder.“

„Wer?“

„Der alte Matthias.“

Kenate schloß einen Augenblick die Augen und sagte dann mit erkünstelter Ruhe: „Ich bin ihm nie begegnet. Glaubst Du daran?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, was mir die Aepfen, die alte Zäpfrau, immer gesagt hat: wer den Spuk verchwört, dem erscheint er.“

„Und wer hat ihn gesehen?“

„Nachtwächter Pachaly.“

„Wann?“

„Letzte Nacht.“

„Erzähle, was Du gehört hast.“

„Ich mag nicht. Fräulein Kenate werden sich ersprechen und kränker werden.“

„Nein, nein, ich will es wissen.“

„Nun gut denn. Also Kristi und Pachaly hatten die Wache. Jeeze kam auch; ich sah ihn, als ich um die zehnte Stunde nach Hause kam, denn es gefiel mir nicht im Krug und ich wollte nicht tanzen. Das gnädige Fräulein werden schon wissen, warum ich nicht tanzen wollte. Aber das muß ich sagen, er tanzte auch nicht.“

Kenate nickte, während Maline die Hand ihrer jungen Herrin küßte und dann fortfuhr:

„Jeze hatte sich Krist's grauen Mantel angezogen und einen alten Säbel darüber geschmalt. Es war zum Lachen. Als der gnädige Herr ihn sah, wurd' er ärgerlich und sagte: „Das ist nichts für Dich, Jeze. Du hast Deine Zeit gehabt.“ Und dann trat er zu Krist und Paschaly und befahl ihnen, daß sie sich immer in Nähe des Hauses halten sollten. „Krist, Du nimmst die Parkseite, und Paschaly, Ihr nehmt die Dorfseite, und bei dem großen Mittelfenster des alten Saales trefft ihr zusammen. Und haltet Euch immer so, daß Ihr Euch anrufen könnt.“ Das alles hört' ich noch mit meinen eigenen Ohren. Aber das andere hab' ich von Paschaly.“

„Nun?“

„So gingen sie denn wohl zwei Stunden. Es war ganz still. Nur vom Krug her, wo man noch nichts wußte, hörten sie Musik. Krist, den jetzt zu frieren anfing, trat in die Hofthür und schlug Feuer an, um sich eine warme Pfeife zu stopfen. Dadurch kam es, daß sie sich für dies eine Mal bei dem großen Mittelfenster nicht trafen, und daß Paschaly den langen Duerbau allein passieren mußte. Als er an das letzte Fenster kam, sah er Licht; er trat näher heran und hob sich auf die Fußspitzen. Da sah er, daß das alte Bild erleuchtet war, und vor dem Altar kniete einer und betete. Er hatte aber keine Stimme zum Rufen. Indem kam Krist heran und er wintte ihm. Dieser sah auch noch den Schein; als er aber an die Stelle treten wollte, wo Paschaly eben gestanden hatte, lösch alles aus und es war wieder dunkel. Sie hörten nur noch Schritte und ein Knistern im Stroh, das vor den Stufen lag.“

Renate hatte sich höher aufgerichtet. Die Wand, an der sie lag, war die Siebelwand, an deren anderer Seite sich nur eine Treppe tiefer, der alte Altar befand. Eine Herzensangst besiel sie. Sie hatte das Bedürfnis eines Zuspruchs, den ihr Maline nicht geben konnte; so sagte sie: „Du solltest mir Tante Schorlemmer rufen.“

Maline ging. Als sie eben die Thür öffnen wollte, rief ihr Renate nach:

„Nein, bleib!“ Aber ihrer Furcht sich schämend, setzte sie hinzu: „Nein, geh; ich will mich bezwingen.“

Es vergingen Minuten. In dem nur matt erleuchteten Zimmer bewegten sich die Schatten hin und her; ihr fiebriges Auge folgte diesem Tanz und haftete zuletzt auf der Bildreihe, die an der anderen Wand des Zimmers hing. Es waren englische Buntdruckbilder, eines ein gothisches Portal darstellend, in dem eine Ampel hing, und durch das hindurch man auf einen Altar blickte. Alles in vorzüglicher Perspektive und der Altar nur ein Punkt. Sie sah ihn nicht, sie wußte nur, daß er da war. Und vor ihrem Auge wuchs jetzt das Portal, und der Altar wuchs, und vor den Stufen des Altars kniete wer. Es schlug ihr das Herz, und sie konnte doch von dem Bilde nicht lassen.

Da hörte sie Schritte draußen und gleich darauf trat Tante Schorlemmer ein, noch die Wirtschaftsschürze vor, ein sicheres Zeichen, daß sie von Herd oder Küche abgerufen worden war. Maline, die wegen ihrer Spitzgeschichte ein schlechtes Gewissen haben mochte, war zurückgeblieben.

„Wie gut, daß Du kommst, liebe Schorlemmer. Ich habe eine rechte Sehnsucht nach Dir gehabt. Du mußt ein bißchen mit mir plaudern. Aber erst gib mir Deine Hand; so — und nun gib mir zu trinken.“

„Gott, wie Du sieberst, Kind. Man darf Euch auch keine halbe Stunde allein lassen. Und ich mußte doch die Haken spicken. Auf Stinen ist kein Verlaß; das nennt sich Köchin und weiß kaum, daß der Hase sieben Häute hat. Nun trink, mein Renatchen. Ich werde noch einen Löffel Himbeereßig hineinhun; das kühl't. Hast Du denn auch zugenommen?“

Renate leerte das Glas, das ihr Tante Schorlemmer gereicht hatte, und sank dann erschöpft in ihre Kissen. Aber die Angst, die sie bis dahin beherrscht hatte, war doch von ihr gewichen, und als ob sie plötzlich im Schutze guter Geister sei, sagte sie ruhig: „Glaubst Du an Gespenster?“

„Dacht' ich's doch. Hat die Maline wieder nicht reinen Mund halten können. In der Küche plappert das auch den ganzen Tag schon. Und da ist einer wie der andere. Nur

den Paschaly hatt' ich für gescheidter gehalten. Denn er hält sich zu Ablehhorit; und das muß man den Altlutherischen lassen, daß sie von solcher Schwachheit und Narrheit nichts wissen wollen. Sie haben eben den Glauben, und der läßt den Aberglauben nicht aufkommen.“

„Liebe Schorlemmer,“ sagte Renate, „Du bist so gut, aber einen kleinen Fehler hast Du doch. Alles, was Dir nicht paßt, das ist für Dich nicht da, und wenn es doch da ist, so glaubst Du es mit einem guten Spruch aus der Welt schaffen zu können.“

„Ja, mein Renatchen, das kann ich auch. Mit einem guten Spruch ist viel auszurichten. Und wer an Gott und Jesum Christum glaubt, der fürchtet keine Gespenster.“

„Du mußt mir nicht ausweichen wollen. Ich will nicht wissen, wer sich vor Gespenstern fürchtet und wer nicht; ich will nur wissen: Gibt es Gespenster?“

„Nein.“

„Und doch lebst Du hier unter uns, die wir seit hundert Jahren, wie so viele alte Häuser, ein Hausgespenst haben. Wenigstens erzählen es die Leute. Lewin ist überzeugt, daß sie Recht haben; Du lächelst; nun gut, das soll nicht viel bedeuten. Aber auch der Papa glaubt daran, und Du weißt besser als ich, daß er fest im Glauben steht. Es ist keine sechs Wochen, daß wir den Fall mit Krist's Wilhelm hatten. Und nun Paschaly! Er ist doch ein verständiger Mann. Ich sage nicht „ja“, wo Du „nein“ sagst, aber ich mag wenigstens die Möglichkeit nicht bestreiten.“

„Ich thue es. Wo es nicht Lug und Trug ist, ist es Sinnenäuschung. Die Todten sind todt.“

„Laß Dir etwas erzählen. Ich fand einmal ein Buch, in dem las ich, daß nichts unterginge, und daß an einem bestimmten Tage alles wiederkäme, die große und die kleine Welt, Mensch und Thier, auch die sogenannten leblosen Dinge. Ich würde also nicht nur Dich wiedersehen und Malinen, auch Hektor und den englischen Buntbrud mit dem gothischen Portal und dem Altar, der dort drüben an der Wand hängt. Und diese durch ein Reinigungsfeuer gegangene Welt, diese verklärte Spiegelung von allem, was je da gewesen ist, würde die Seligkeit sein. Es war ein frommes Buch, in dem ich das alles fand und, ich habe nichts gelesen, das einen tieferen Eindruck auf mich gemacht hätte. Und nun frag' ich Dich, was ist ein Gespenst anders, als ein vorausgeandter Bote dieser verklärten Welt?“

„Es ist doch wie ich sage: die Todten sind todt. Und die verklärte Welt, die kommen wird, ist eben keine Welt von dieser Welt. Sie harret unserer, aber nicht hier, nicht in der Zeitlichkeit. Nur einer ist, der wieder unter den Menschen erschienen, das war auf dem Wege nach Emmaus. Aber dieser eine war Christus der Herr, der Sohn des allmächtigen Gottes. Sieh, Renatchen, es muß doch einen Grund haben, daß sich die Gespenster nur an bestimmten Orten finden. In Hohenbieß gibt es ihrer, in Herrnhut nicht. Und auch da nicht, wo Herrnhut am Nord- oder Südpol seine Hütten und Häuser baut. Wenigstens in diesen Hütten und Häusern nicht. So hab' ich selbst erfahren. In Grönland, rings um uns herum, sahen die Grönländer, die wohl hundert Spule haben, ihre Gespenster ruhig weiter, aber in unserem Missionshause hat sich keins blicken lassen. Ein Herrnhuter und ein Spuk, das verträgt sich nicht. Und das, mein Renatchen, machen doch die Sprüche, von denen Du meinst, daß ich mir einbildete, alles Böse damit aus der Welt schaffen zu können.“

Renate ergriff die Hand ihrer alten Freundin und sagte: „Du hast recht, liebe Schorlemmer, ach wie ich Dir danke! Es ist nun alle Furcht wie verfliegen und ich fühle mich, als hätt' ich nie von Spuk und Gespenstern gehört. Und nun will ich schlafen. Aber sage mir noch erst den Spruch von den vierzehn Engeln. Wir wollen ihn zusammen sprechen:“

Abends bei Zubettegehn
Zwei zu meiner linken Seit',
Zwei zu meiner rechten Seit',
Zwei zu meiner linken Seit',
Zwei, die mich bedecken,
Zwei zu Häupten,
Zwei zu Füßen,
Zwei, die mich strecken,
Zwei, die schliefen mir zugleich,
Zwei im Traum das Himmelreich.“

Sie schwiegen eine Weile. Dann sagte Renate: „Und nun geh. Ich habe ja nun Schutz. Laß nur die Seitenthür auf, daß mich Matine hört.“
 „Gute Nacht, Renatzen!“
 „Gute Nacht, liebe Schorlemmer!“

XXVII. Ein Rabenest.

Der nächste Tag war Sylvester.

In aller Frühe schon brach Hoppenmarielen auf, um möglichst bis Mittag wieder zurück sein, alles puzen und scheuern, und demnächst ihre Vorbereitungen zu einem Sylvesterpunich treffen zu können. Sie machte heute die kurze Tour und schritt auf Küstrin zu. Es war erst sieben Uhr, als sie an dem Herrenhause vorbeikam und über den Hof hin sich mit Zeege begrüßte, der eben die nach beiden Seiten hin einfallenden Laden des großen Effenstiers öffnete. Aus der Unbefangenheit ihres Grußes ließ sich erkennen, daß ihr die Gefangennahme der beiden Strolche, von der sie aller Wahrscheinlichkeit nach nur zu sehr mitbetroffen wurde, nicht bekannt geworden war. Erst nach Mitternacht von einer Wanderung quer durch das Bruch in ihre Wohnung zurückgekommen, hatte sie, selbst bei den Forstackerleuten, die doch sonst wohl die Nacht zum Tage zu machen liebten, niemand mehr wach getroffen, und war, als sie aufstand, wahrscheinlich die einzige Person in ganz Hohen-Biez, die von dem Ereigniß des vorigen Tages nichts wußte.

Erst zwei Stunden später versammelten sich Wirth und Gäste des Herrenhauses am Frühstückstisch. Auch Berndt, wenn ihn nicht Geschäfte riefen, war kein Fräuhäuf. Tante Schorlemmer, bei Renate festgehalten, erschien noch etwas später und beantwortete die Fragen, die über das Befinden der Kranken an sie gerichtet wurden.

Das Gespräch, nachdem auch noch Doktor Leißs beruhigende Worte mitgetheilt worden waren, wandte sich dann dem am Abend vorher in Hohen-Bieslar gemachten Besuch zu, dessen einzelne Momente in dem Hin und Her einer immer munter werdenden Plauderei noch einmal durchlebt wurden. Aus allem ging hervor, daß Drosselstein sich als der lebenswürdigste der Wirthe, voll Entgegenkommen gegen Berndt, voller Aufmerksamkeit gegen Kathinka gezeigt hatte. Als diese, die sich zum ersten Mal in Hohen-Bieslar befand, ihre Verwunderung über die sonst nirgends in der Mark vorkommende Großartigkeit der Schloßanlage geäußert hatte, hatte der Graf ohne Rücksicht auf die späte Stunde noch Veranlassung genommen, sie sammt den anderen Gästen durch die lange Zimmerstucht des ersten Stockes: den Ahnensaal, die Küstammer und die Bildergalerie zu führen, während zwei Diener mit Kerleuchtern voran schritten. Unter dieser halb düsteren Beleuchtung war alles, an dem man bei hellem Tageslicht gleichgiltig vorüber zu gehen pflegte, zu einer Art Bedeutung gekommen und die seitab stehenden Ritter mit halbgeschlossenen Wäffeln, die über Kreuz gelegten Lanzen, dazu die Ahnenbilder selbst, die zu fragen schienen: „was führt ihr unser stilles Beisammensein?“ hatten einen tiefen Eindruck auf Kathinka nicht verfehlt. Vor allem ein jugendliches Frauenporträt, das ihr seitens des Grafen als das Bildniß Wangeline von Burgsdorffs, einer nahen Auerwandten seines Hauses, bezeichnet worden war, war ihr in der Erinnerung geblieben.

An dies von einem Niederländer aus der Wandyschule herrührende Bildniß, dessen unheimlich hellblaue Augen schon manchen früheren Besucher von Hohen-Bieslar bis in seine Träume hinein verfolgt hatten, knüpften die am Abend vorher nur flüchtig beantworteten Fragen Kathinkas wieder an, und Berndt, ein wahres Nachschlagebuch für alle Schloß- und Familiengeschichten der ganzen Umgegend, war eben im Begriff, die Keugier der schönen Fragstellerin durch eingehende Mittheilungen über „Wangeline“, die von vielen märkischen Forschern als der historisch beglaubigte Ursprung der „weißen Frau“ angesehen werde, zu befriedigen, als ein Klopfen an der Thür das kaum begonnene Gespräch unterbrach. Ein ällicher Mann mit spärlichem nach hinten gekämmten Haar, den sein spanisches Rohr, und mehr noch der lange blaue Rock mit einem Wappenblech auf der Brust, als Gerichtsdiener

kennzeichneten, trat ein, übergab einen Brief an den alten Wigewitz und machte dann wieder einige Schritte zurück, bis in die Nähe der Thür. Alles verrieth den alten Soldaten. Berndt erbrach das Schreiben und las: „Hochgeehrter Herr und Freund. Ich säume nicht, Ihnen von dem Resultat eines ersten Verhörs, das ich gestern Nachmittag noch mit der durch Ihre Umsicht entdeckten und eingelieferten Diebespisthaff angestellt habe, Kenntniß zu geben. Aus den beiden Strolchen, hinsichtlich deren sich Hohen-Clestin und Pobelzig in den Rühm der Geburtsstätte theilen, war, aller Kreuz- und Querfragen unerachtet, nichts zu extrahiren; die Frau aber, die jenen beiden erst seit kurzem zugehört, und mehr noch durch anderer als durch eigene Schuld unter die Nothwerder Pisthaff gerathen ist, hat umfassende Geständnisse abgelegt, die sich einmal auf die zumeist in den Küstriner Vorstädten ausgeführten Diebstähle, sodann aber auch auf die Heflereien beziehen, die dieses Treiben unterstützt haben. Am schwersten belastet ist unsere Freundin Hoppenmarielen. Ich bitte Sie, eine Hausjuchung bei ihr veranlassen oder selbst leiten zu wollen, wobei ich mit Rücksicht auf die besondere Schlantheit der vorläufig unter Verdacht stehenden, Ihre Aufmerksamkeit auf Dieben und Wände des Hauses hingelenkt haben möchte. Der Einklieferung des geraubten Gutes, an dessen Aufindung ich nicht zweifle, sehe ich ebemöglichst entgegen. Ob es geboten oder in Erwägung ihrer Geisteszustände auch nur zulässig sein wird, der Bezichtigten gegenüber die volle Strenge des Gesetzes walten zu lassen, darüber sehe ich feinerzeit Ihrer gefälligen Rückäußerung entgegen.“
 Turgann.“

Berndt legte den Brief, den er mit halblauter Stimme gelesen hatte, vor sich nieder und sagte dann, zu dem alten Gerichtsdiener sich wendend: „Lieber Rhsfelmann, mein Compliment an den Herrn Justizrath, und ich würde nach seinen Angaben verfahren.“ Dann zog er die Klingel. „Zeege, Sorge für einen Imbiss. Frankfurt ist weit, und unser Alter da wird wohl die Mitte halten zwischen Dir und mir. Nicht wahr, Rhsfelmann, sechszig?“ Der Alte nickte. „Und dann schide Krst zu Kniehaie; er soll Nachtwächter Paschaly rufen lassen und mich auf dem Forstacker erwarten.“

„Da klagt nun Renate.“ fuhr der alte Wigewitz fort, als Zeege und Rhsfelmann das Zimmer verlassen hatten, „über öde Tage in Hohen-Biez! Sage selbst, Kathinka, leben wir nicht, seit Du hier bist, wie im Lande der Abenteurer? Erst ein Raubanfall auf offener Straße, dann ein Einbruch in unser eignes Haus, dann ein regelrechtes Diebestreiben unter Innehaltung taktisch-strategischer Formen, und nun eine Hausjuchung im Revier einer Zwergin — nenne man einen friedlichen Ort in der Welt, wo in drei Tagen mehr zu gewärtigen wäre! Im übrigen bin ich neugierig, ob sich die Aussagen Ruchwitzens und seines Complicen bewahrheiten werden.“

„Ich zweifle nicht daran,“ bemerkte Lewin. „Nach allem, was mir Hanne Bogun gestern sagte, und noch mehr nach dem, was er mir verschwiegen kommt“ ich kaum etwas anderes erwarten, als was Turgann jetzt schreibt. Wann willst Du nach dem Forstacker hinaus?“

„Gleich, oder doch bald. Es darf nicht über den Vormittag hinaus dauern.“

„Dürfen wir Dich begleiten?“

„Gewiß. Je mehr Augen, desto besser; wir werden sie der Schlantheit der alten Heze gegenüber ohnehin nöthig haben.“

So trennte man sich. Berndt empfahl sich mit einigen Worten bei Kathinka, die sich nunmehr ihrerseits treppauf begab, um mit Renaten über die wunderbarlich widersprechendsten Themata, über Graf Drosselstein und den alten Rhsfelmann, über Wangeline v. Burgsdorff und Hoppenmarielen zu plaudern.

Eine Viertelstunde später brach der alte Wigewitz auf, in seiner Begleitung Tubal und Lewin. Sie gingen rasch. Noch ehe sie Wickleys Gehöft erreicht hatten, überholten sie Kniehaie und Paschaly, die schon auf dem Wege waren, und bogen nun gemeinschaftlich mit ihnen in den Forstacker ein. Gleich darauf standen sie vor Hoppenmarielen's Haus. Man war schon vorher übereingekommen, ganz regelrecht vorzugehen, das heißt

alten
bis
daten.
Herr
eines
durch
ft an-
lchen,
Ruhm
ragen
beiden
r als
athen
l auf
Dieb-
Dieses
miere
chung
y mit
Ber-
hände
des
sehe
gung
ezich-
n zu
rung
emme
alten
Som-
einen
sorge
wird
wahr,
chide
affen
als
über
wir
Erst
y in
inter
aus-
ried-
ge-
eiten
lem,
nach
eres
Du
Sor-
fie
en."
igen
be-
sten
nu,
ern.
in
loch
mie-
gen
eich
hon
reist



Paulus und Sirona. Scene aus Ebers' Roman: „Homo sum“.

Originalzeichnung von H. Ansdorf.

mit dem Küchenflur beginnen und mit der Kammer abschließen, jedenfalls aber nichts übereilen zu wollen.

Die Thür war nur eingeklinkt. Sie wurde geöffnet und ein Holzfloden vorgelegt, um mit Hilfe des nun einfallenden Tageslichts bis in alle Winkel hinein sehen zu können. In der steinharten Lehmziele des Fußbodens konnte nichts vergraben sein; so blieb nur noch der Herd und gegenüber dem Herde der Kamin, von dem aus der Stubenofen geheizt wurde. Aber die Nähe des Feuers ließ ein Versteck an dieser Stelle nicht als wahrscheinlich annehmen. Ebenso war der nach innen zu liegende Schwellstein, der durch diese seine verwunderliche Lage Verdacht wecken konnte, viel zu groß und schwer; Lewin und Kniehase mühten sich umsonst, ihn von der Stelle zu rücken.

In der Küche war also nichts; so trat man denn in die Stube. Die großen Vögel in den Bauern sahen schon an den Vorderstäden und blickten auf die fremden Besucher. Diese gingen jetzt an, ihre Aufgabe zu theilen. Pachaly, das roth und weiß karrierte Deckbett zurückschlagend, fühlte mit der Hand in den Kissen, dann in den Strohhäuten umher, während Berndt ringsum die Wände, Tubal die Klieben des verhältnismäßig hohen Ofenfundaments bespötte. Ueberall nichts. In das offenstehende Tellerschapp, in Schrank und Tischkästen hineinzu sehen, verlohnte sich kaum; die frischgeschneerten Dielen waren aus einem Stück und liefen vom Fenster bis an die Wand gegenüber; nirgends ein Einschnitt oder sonst Verdächtiges. Es mußte also in der Kammer sein.

Die Kammer, ein dunkler Ofen, hatte nur wenig über sieben Fuß im Quadrat. Es war darum für fünf Personen fast unmöglich, sich darin zu drehen und zu bewegen, weshalb Berndt und Kniehase, beide ohnehin belästigt durch die stickige Luft des überheizten Zimmers, vor die Thür traten, wohin ihnen Lewin, nachdem er vergebliche Versuche gemacht hatte, sich mit einem schwarzen auf der Brust rothbetäupfelten Vogel anzufreunden, einige Minuten später folgte.

Nur Tubal und Pachaly waren also in der Kammer. Sie zündeten ein Licht an, und begannen auch hier mit Klopfen an den Lehmwänden hin. An der einen Seite, wo die großen Kräuterbüschel an vier oder fünf dicken Pfählen hingen, hatte dies seine Schwierigkeiten. Es gelang aber; freilich ohne besseres Resultat als in Flur und Stube.

„Wir werden den Scharwenkischen Hütejungen holen müssen,“ sagte Tubal, „der hat die besten Augen.“

„Nicht doch,“ sagte Pachaly, „dem ist sein Ruhm und die versprochene Belohnung schon zu Kopf gestiegen. Ich kenne den Jungen. Er sieht nicht besser als andere, er weiß nur besser Bescheid, denn er ist selber vom Forstader und kennt alle Schliche und Wege, die das Gefindel geht.“

„Mag sein. Aber wo sollen wir noch suchen? An den Wänden keine hohle Stelle; die Dielen aufgenagelt, und in dem ganzen Ofen nichts drin, als diese rothgestrichene Kommode mit zwei leeren Schubfäßen. Es kann doch nichts hier über uns in der Decke stecken? Hoppenmarielen ist ein Zwerg und reicht mit ihrer Hand keine fünf Fuß hoch.“

„Nicht in der Decke, junger Herr; aber hier um die Kommode herum muß es sein. Solche Kreaturen wie Hoppenmarielen sind eitel, puzen sich und zeigen allen Leuten gern, was sie haben. Warum hat sie die Kommode in die dunkle Kammer gestellt, wo sie niemand sieht? Das bedeutet was?“

„So sehen wir nach,“ sagte Tubal, schob den Gegenstand von Pachalys Verdacht rechts weg gegen den großen Gundermannsbüschel, der bei dieser Gelegenheit raschelnd vom Pflock fiel, und trat nun dicht an der Wand auf die breite Mittelziele, deren linkes Ende gerade hier durch die darüberstehende Kommode verdeckt gewesen war. Im selben Augenblicke senkte sich das Brett, dem an dieser Stelle die Balkenunterlage fehlte, um mehrere Zoll und hob sich, nach Art eines in der Mitte aufliegenden Wippsittes, an der entgegengesetzten Seite in die Höhe.

„Dacht' ich's doch,“ sagte Pachaly, sprang herzu und stellte die Ziele, die sich unschwer entfernen ließ, bei Seite. Was sich jetzt zeigte, war immer noch überraschend genug. Der ganzen Länge des Brettes entsprechend, war das Erdreich her-

ausgenommen und bildete eine ziemlich flache Rinne, die sich nur nach links hin, wo das Brett aufwippte, zu einer mehr als zwei Fuß tiefen Grube vertiefte. Zwischen beiden war alles derartig geschickt vertheilt, daß sich die flache Rinne als das Schnitt- und Kurzwaarengeschäft, die vertiefte Grube aber als das Kolonialwaarenlager Hoppenmarielens ansehen ließ.

Pachaly begann jetzt auszupacken und reichte, was sich an Gegenständen vorfand, Tubal zu, der es in Ermangelung eines besseren Platzes auf Hoppenmarielens Bett legte. Es waren Schürzenzeug, ein Stück rother Fries, ein Rest von geblumtem Sammetmanchester, bunte Haubenbänder und schwarzseidene Tücher, wie sie die Oberbrückerinnen als Kopfsputz tragen. In der Grube fanden sich Beutel mit Zucker, Kaffee, Reis, darüber in Stangen geschnittene Seife und Talglöcher, die oben an den Dächten wie zu einer großen Buschel zusammengebunden waren. Aus allem ergab sich, daß Hoppenmarielen mit Hilfe dieses Waarenlagers einen Handel trieb und Gegenstände, die sie von Küstrin oder Frankfurt aus mitbringen sollte, so weit wie möglich aus ihrem eignen Hehlervorrath zu nehmen pflegte. Das Brett wurde nun wieder aufgelegt, es paßte wie ein Deckel. Auch die Nägel, die einer rechtmäßigen Diele zukommen, fehlten nicht; sie waren aber vor dem Einschlagen mit der Zange kurz abgeklopft und hatten keinen anderen Zweck, als nach oben hin die Köpfe zu zeigen.

Die draußen Auf- und Abdriftenden hatten inzwischen ihre Promenade unterbrochen und waren wieder eingetreten. Berndt musterte alles und sagte dann: „Ich kenne Hoppenmarielen, hiermit zwingen wir's nicht. Sie wird all dies für ihr Eigenthum ausgeben, und es wird schwer halten, ihr das Gegentheil zu beweisen. Denn sie steckt mit allerhand schlechtem Handelsvolk zusammen, das jeden Augenblick bereit ist, ihr den rechtmäßigen Erwerb zu bestreiten. Ich bin aber sicher, daß es gestohlenes Gut ist; es fehlt nur noch das eigentliche, so etwas ausgesprochen Privates, das ihr alle Ausflucht abschneidet. Suchen wir weiter. Rutschwig und Rosentreter, von unserem eignen Gefindel gar nicht zu reden, das wir hier auf dem Forstader haben, werden sich auf Schürzenzeug und Seisenstangen nicht beschränkt haben.“

Indem war Pachaly, der, während Berndt sprach, in seinen Nachforschungen nicht nachgelassen hatte, auf die Schwelle der kleinen Thür getreten und winkte Lewin, der ihm zunächst stand, in die Kammer hinein. Er trat, als dieser ihm gefolgt war, ohne weiteres an den dicken Holzpflock, von dem der Gundermannsbüschel herabgefallen war, hob das Licht in die Höhe und sagte: „Passens Achtung, junger Herr, der Pflock sitzt nicht fest; der Lehm ist rundum abgesprungen; dahinter steckt was.“

„Das wäre!“ rief Lewin lebhaft, saßte den Pflock und riß ihn ohne die geringste Mühe heraus.

Es zeigte sich ein tiefes Loch in der Lehmwand, viel tiefer als das verhältnismäßig nur kurze Holzstück erheischte. Das mußte einen Grund haben. Lewin suchte deshalb in der Höhlung umher und fand ein Päckchen, nicht viel größer als eine halbe Faust, das erst in ein Stück blaues Zuckerpapier, dann, wie sich ergab, in einen Lappen grober Leinwand eingewickelt war. Als er beides entfernt hatte, lag der Inhalt vor ihm, wie der Raub eines Rabennestes: ein silbernes Nadelbüschchen, eine Taschenuhr in einem Schildpattgehäuse, eine Kinderklapper, eine mit kleinen Rauchtopfen eingefasste Amerisymbroche, von der die Nadel abgedrochen war, ein Pettschaft mit nicht entzifferbarem Namenszug und ein kleiner ovaler Goldrahmen, in dem sich wahrscheinlich ein Miniaturbild befunden hatte. Alles ohne sonderlichen Werth, aber gerade das, dessen die Beweisführung bedurfte.

„Nun haben wir sie,“ sagte Berndt ruhig, wickelte die Gegenstände wieder ein und steckte sie zu sich.

Auch noch die anderen Pflocke wurden untersucht, sahen aber fest im Lehm. Es ließ sich annehmen, daß nichts unentdeckt geblieben war, und so beschloß man von weiterer Nachsuchung abzusehen. In der Küche fand sich eine alte Kiepe vor, und Pachaly erhielt Ordre alles, was aufgefunden war, in diese hineinzupacken und nach dem Herrenhause zu schaffen.

Er gehorchte nicht gern, da es ihm gegen die Ehre war, an hellem lichten Tage mit einer Kiepe über die Dorfstraße zu gehen; der Dienst aber ließ ihm keine Wahl, und seinem Kerger in kurzen Selbstgesprächen Luft machend, that er schließlich, wie ihm geheißen.

Berndt und Kniehase, von den beiden jungen Männern unmittelbar gefolgt, hatten inzwischen die Auffahrt zum Herrschhaus erreicht und waren eben in Begriff, von der Dorfstraße her auf den Vorhof einzubiegen, als sie keine dreihundert Schritt mehr entfernt, Hoppenmarielen auf der großen Küstriner Straße herankommen sahen. Die kleine Figur, der rasche Schritt und die lebhaften Bewegungen ließen sie leicht erkennen.

„Da kommt sie,“ sagte Berndt, und sich an Pachaly wendend, der schon vor dem Pfarrhause die Voranschreitenden eingeholt hatte, fügte er hinzu: „Nun eile Dich; schiebe zwei, drei Stühle vor meinen Schreibtisch oben und baue auf, was Du hast.“

Hoppenmarielen grüßte schon von weitem. Sie schien in sehr guter Stimmung und überreichte, als sie heran war, ihrem Gutsherrn einen Brief, den sie schon, als sie der Gruppe ansichtig geworden war, aus ihrem Mieder hervorgezogen hatte.

„Is hüt' dis een man,“ sagte sie, und setzte wie zur Erklärung hinzu: „De Berlinsche Post is nich to rechte Tid inlaman.“

Sie wollte weiter und hatte schon einige Schritte gemacht, als ihr Berndt nachrief: „Hoppenmarielen, ich habe noch was für Dich. Aber oben in meiner Stube, komm.“

Es mußte wider Willen des Sprechenden etwas Fremdlingendes in seiner Stimme gelegen haben; jedenfalls war der Ausdruck der Sicherheit aus dem Gesichte der Zwergin fort, als sie über den Hof hin und dann treppauf ihrem Gutsherrn nachschritt. Kniehase und die beiden Freunde folgten.

Pachaly hatte mittlerweile in der nothdürftig wieder in Ordnung gebrachten Gerichtsstube seinen Aufbau beendet. Von den Bändern und Tüchern war nicht viel zu sehen. So recht ins Auge fiel nur das große, noch regelrecht auf ein Brett gewickelte rothe Friesstüd, ebenso die aus Eisenstangen und dem Lichterbündel aufgebaute Pyramide.

„Nun, Hoppenmarielen,“ sagte Berndt, „wie gefällt Dir der rothe Fries?“

„Jut, Inäbseherr. Wat fällt he mi nich jefallen? Et is ja von den ingelshen; de Ell' seben Groschen.“

„Hast Du dies Stüd Fries vielleicht schon gesehen?“

„Ik weet nich.“

„Bestimme Dich.“

„Ik seh so viel, Inäbseherr; ik mag et wol all sehn hebben.“

„Wo?“

„Bi Jud' Ephraim.“

„Oder bei Dir!“

„Bi mi? Jo, Wettjang, bi mi, hohoho. Nu seh ik ihrft. Se sijn bi mi west und hebben min keen Tunsch- und Kramgeschäft utfannen. Uner de Deel, en beeten beschwierlich; awers ik bin nich sicher sünnt.“

„Gut, Hoppenmarielen, Du mußt vorsichtig sein. Es gibt jetzt so viel Gefindel . . .“

„D, so veel!“

„Nun gut. Aber Du nimmst ja den Kaufleuten das Brot. Hast Du denn einen Gewerbeschein?“

„Ne, Inäbseherr, den hebbe ik nich.“

„Ja, da werden wir Dich am Ende in Strafe nehmen müssen.“

Bei diesen mit einem heftigen Anluge gesprochenen Worten kehrte ihr ihre frühere Sicherheit zurück. Sie hatte plötzlich das Gefühl, daß alles einen guten Verlauf nehmen werde, und sagte halb grinsend, halb bittend vor sich hin: „Dat weren de Inäbseherr jo nich dohn.“

„Ja wer weiß, Hoppenmarielen. Sieh mal hier; da ist noch was zum Auswickeln für Dich!“ und dabei nahm er das Päckchen, das er bei der Haussuchung zu sich gesteckt hatte, aus seiner großen Leberrothstasche und legte es dicht vor ihr auf den Tisch.

Sie fiel sofort auf die Knie und schrie: „Ik weet von nicht.“

„Aber wir wissen genug.“

„Ik weet von nicht. De kämen beed' in bi mi . . .“

„Wer?“

„Muschwitz und Rosentreter . . . un seggten, id fällt et man verwöhren. Awers id wull jo nich, un id schreeg. Do nähm Muschwitz sin Taschenkniß und seggte to mi: „Wis, id schnid Di de Kehl ab, wenn Du schreegst!“ Un da nohm id et.“

„Du lügst, Hoppenmarielen; Du bist Pehlerin, was Du immer warst. Du hast ihnen Geld gegeben; ich vernuthe, nicht genug; darum haben sie sich neulich auf der Landstraße noch etwas nachholen wollen. Sie waren sicher, daß Du sie nicht verrathen würdest. Aber sie haben Dich verrathen.“

„Jo, dat hebben se. Se wullen rut ut de Schling, un id fall rin. Awers id wull nich, un id bruk nich. Schwören will id; id kann schwören. Rufens Seidentoppen in; ja, Seidentopp fall loomen . . . D, Du lewe Herrjott, wat et för Minschen jemen deist! Dat is, weem eens sülwsten to good is. D Jott, o Jott.“ Und dabei rutschte sie auf den Knien näher zu Berndt heran und küßte ihm die Rockschöße.“

„Steh auf.“

Der zwergige Unhold aber, immer noch auf den Knien, fuhr fort: „Et is allens nich jo. D, dis Muschwitz, un de anner von Podelzig! Se hebben logen as de Düwels. Schwören will id; id kann schwören. Pachaly, holens 'ne Vebel in. Un hier sijn mine Finger; um schwören will id, in de Kirch un ut de Kirch, un wo se sijnst wullen.“

„Du sollst nicht schwören, denn Du schwörst falsch. Was machen wir mit ihr, Kniehase?“

Hoppenmarielen, die nicht anders dachte, als daß man ihr ans Leben wolle, schrie jetzt jämmerlich auf und rang die kurzen stummelhaften Hände. Zuletzt sah sie Lewin, der an der Thür stehen geblieben war. Sie wollte rutschend auf ihn los, muthmaßlich, um die Scene zu wiederholen, die sie eben vor dem alten Wigewitz gespielt hatte. Aber Pachaly hielt sie zurück.

„Laß es hingehen, Papa,“ rief jetzt Lewin mit lauter Stimme, als ob der Unhold, dessen Unzurechnungsfähigkeit für ihn feststand, gar nicht zugegen wäre. „Sieh sie Dir an; es ist der Mensch auf seiner niedrigsten Stufe. Droh ihr; das ist das einzige, was sie versteht. Ihr ganzer Rechtsbegriff ist ihre Furcht. Und Turgany weiß das so gut wie wir; er wird nichts an die große Glocke hängen. Wenn es aber sein muß, so wird er sie schiltbern wie sie ist. Und das ist ihre beste Vertheidigung. Ich bitte Dich, laß sie laufen.“

„Hast Du gehört?“ fragte jetzt Berndt zu der Zwergin hinüber, die, während Lewin sprach, endlich aufgestanden war.

Sie zwinkerte mit den Augen und sagte: „Ik hebbe allens hört; id weet, id weet. Jo, de junge Herr, he kennt mi, un id keen een. Un id hebbe en all kennt, as he nah so lütt wibr, so lütt. Jo, de junge Herr . . .!“

„Er bittet für Dich,“ fuhr Berndt fort, „und will, daß ich Dich laufen lasse. Warum, weil Du Hoppenmarielen bist. Ich aber kenn' Dich besser und weiß, Du hörst das Gras wachsen. Schlaun bist Du und taugt nichts, das ist das Ganze von der Sache. Nimm Deine Kiepe; wir wollen diesmal noch ein Auge zudrücken. Aber paß Achtung, wenn wir Dich wieder ertappen, ist es mit Dir aus. Und nun geh und bessere Dich fürs neue Jahr.“

Sie sah sich nach Stod und Kiepe um, die sie beide beim Eintritt ins Zimmer neben der eisenbeschlagenen Truhe niedergelegt hatte. Als sie wieder marschfertig war, glitt ihr Auge noch einmal über die auf den Stühlen ausgebreiteten Sachen hin. Es war ersichtlich, daß sie Lust hatte, Besitzrechte daran geltend zu machen. Berndt sah den Blick und empfand jetzt, daß Lewin doch Recht habe.

„Geh,“ wiederholte er, „alles bleibt hier und wird nach Frankfurt abgeliefert. Vielleicht Du auch noch!“

Sie nahm das letzte Wort als einen Scherz und grinsete wieder.

Eine Minute später schritt sie, mit ihrem Stod salutirend, über den Hof hin, in einem Tempo, als ob nichts vorgefallen sei, oder eine ganz alltägliche Streiftische hinter ihr läge.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Audienz bei Pius IX.

Von Professor Karl Witte in Halle.

Nachdruck verboten.
Gef. v. H. VI. 70.

Nachstehendes Gespräch, der Inhalt einer mir am 30. September 1868 gewährten Audienz, wurde alsbald nach meiner Rückkehr in die Casa Tarpea so vollständig und genau als eben mein Gedächtniß es festgehalten hatte, niedergeschrieben. Befreundete, denen ich später in der Heimat Mittheilung davon machte, fanden es interessant genug, um dessen Veröffentlichung zu wünschen; doch lehnte ich, wenigstens für des Papstes Lebenszeit, die Aufforderung ab. — Nun ist auch dies an Jahren und an Gehalt so reiche Leben geschlossen und ich sehe nicht nur keinen Grund, jene römische Aufzeichnung ferner zurückzuhalten, sondern hoffe im Leser wenigstens ein Echo des wohlthunenden Eindruckes zu wecken, den jene kurze halbe Stunde in mir zurückgelassen hat.

Unvermeidlich ist es indes, über das jener Audienz Vorausgegangene einleitend kurz zu berichten.

Das vielgenannte Organ des Jesuitenordens, die *Civiltà Cattolica*, hatte im Jahre 1863 eine ebenso ausführliche als eingehende Beurtheilung meiner kritischen Ausgabe der *Divina Commedia* vom Pater Francesco Berardinelli geliefert, dessen schon vier Jahre zuvor erschienenen, sehr tüchtigen Buch (*Concetto della Div. Comm.*) mir damals noch unbekannt war. Statt den Schriftsteller mit einigen Lobesphrasen abzufinden, lieferte diese Rezension, bei richtigem Verständniß der von mir eingeschlagenen Wege, eine nicht geringe Anzahl zutreffender Ausstellungen und eine noch größere sehr erwägenswerther Bedenken im Einzelnen. Es war zweifellos unter den damals erschienenen die für mich bei weitem lehrreichste, also mir willkommenste Rezension.

Ich fühlte mich verpflichtet, dem Kritiker auf das wärmste zu danken und zugleich über einige seiner Bedenken weiter mit ihm zu verhandeln. So entstand eine anregende, mich immer mehr für den Mann einnehmende Korrespondenz, die erst nach einigen Jahren einschloß.

Noch etwas vor dem Erscheinen jener Rezension hatte ich, bewegt durch eine mir von Rom aus zugegangene Anregung, Pius IX meine Danteausgabe gesandt, und in Erwidderung ein Brevé erhalten, dessen eigenthümliche, von der bei uns in ähnlichen Fällen gewohnten, so verschiedene Fassung mich lebhaft erfreute.

Während ich nun im Herbst 1868 in Florenz weilte, ergriff mich unabweisliches Verlangen nach der ewigen Stadt, die ich seit länger als anderthalb Jahrzehnten nicht wiedergesehen hatte. Die Umstände nöthigten mich, meinen Aufenthalt auf wenig länger als eine Woche zu beschränken, und erst nach ein paar Tagen kam ich dazu, meinen Rezensenten in der Leoninischen Stadt aufzusuchen. Nach längerem Gespräch fragte er: „Wollen Sie nicht Pater Piccirilli sehen? Er ist es, der dem Papst über Ihre Arbeit Bericht erstattet hat, und er wohnt hier im Hause.“ Auf meine Bejahung trat nach kurzen Worten eine ernste imponirende Gestalt, wie ich vernahm, der Beichtvater des Papstes, mit freundlicher Begrüßung ein. — „Sie sind also, wie Sie sagen,“ erwiderte er, „durch das Schreiben Seiner Heiligkeit vor einigen Jahren erfreut worden. Wollen Sie ihm denn nicht persönlich dafür danken?“ — „Gern hätte ich das gethan,“ entgegnete ich, „aber die Kürze meines Aufenthaltes macht es unmöglich.“ — Auf seine Frage nach dem letzten Termin meiner Abreise nannte ich den Donnerstag, und nun ging er die einzelnen dazwischen liegenden Tage durch, um zu prüfen, an welchem der Papst vielleicht die erforderliche Zeit frei haben könne. „Mittwoch,“ rief er aus, „da wird es sich machen. Versprechen kann ich nichts; Sie erhalten aber Bescheid.“

Daß der Pater über die Zeit des Hauptes der katholischen Christenheit so verfügen könne, wollte mir nicht so recht einleuchten, und ich zweifelte kaum, daß es bei der guten Absicht bewenden werde. An einem der nächsten Tage fand ich indes bei der Heimkehr von Frascati eine gedruckte, handschriftlich ausgefüllte Anweisung vor, mich am Mittwoch 10^{3/4} im Vatikan einzufinden.

Um nicht in Neußerlichkeiten zu verstoßen, erbat ich mir von einem in Rom einheimisch gewordenen Landsgenossen Belehrung. „Der Papst wird Ihnen die Hand reichen,“ sagte er, „und die küssen Sie.“ — „Ich, als Protestant, soll ihm die Hand küssen?“ fragte ich. — „Warum denn nicht,“ fiel die schöne Comtesse **, die bisher am Gespräche keinen Antheil genommen, ein. „Habe ich sie ihm doch geküßt, und das recht herzlich. Da wird es Ihnen auch nichts schaden.“

Zur bestimmten Stunde stieg ich die Treppe hinan, die zum Damajushofe führt und von zwei Glasfenstern mit den Kolossalbildern der Apostel Petrus und Paulus, die König Max von Baiern geschenkt hat, ihr Licht erhält. Dann ging es in dem neueren östlich gelegenen Flügel eine Anzahl prächtiger Treppen hinan und oben wieder durch eine lange Reihe von Sälen, in denen sich Schweizer mit Hellebarden und buntem mittelalterlichen Kostüme bewegten. Endlich trat mir ein Geistlicher in violettem Anzuge entgegen und hieß mich Hut und Handschuhe in dem letzten jener Vorsäle zurücklassen. Er führte mich in einen größeren Saal mit prachtvoller Aussicht auf ganz Rom und hinweg über die Campagna bis zu den fernen Sabinergebirgen. Ein mit styvoollen Marmorzierrathen geschmücktes Kamin kontrastirte mit einer Anzahl recht unbedeutender Freskobilder.

Wachen in glänzenden Uniformen, den Epauletten und zahlreichen Orden nach von höherem Offiziersrang, standen zum Theil mit gezogenen Degen umher. Dazwischen bewegten sich Geistliche in schwarzen, violetten und dunkelrothen Gewändern. Der beweglichste aber war ein jüngerer Mann, ich vermuthete ein päpstlicher Kammerherr, in spanischer Tracht des sechszehnten Jahrhunderts. Von der linken Schulter hing, durch dreifache goldene Kette gehalten, eine schwarzseidene Mantille. Den Hals umgab eine fleischfärbte umfangreiche Halskrause. Die Ärmel trugen an den Knöcheln breit übergeschlagene Spitzen. Die Linke war mit schwerem Stahldegen bewehrt und auf den Schuhen, deren auffallend hohe Absätze den Herrn erheblich größer erscheinen ließen, glänzten von seidenen Rosetten umrahmt, brillantirte Schnallen.

Außer mir warteten zwei Geistliche und ein Franzose der Audienz; alles schien mir aber schon und besangen, so daß jeder Versuch, ein irgend dauerndes Gespräch anzuknüpfen, erfolglos blieb. Ab und zu brachten päpstliche Diener mit Rosenkränzen und Medaillen reichlich beladene Präsentirteller, die dann in jedem neuen Saal von einem anderen Diener in Empfang genommen wurden, und binnen kurzem, vom Segen des heiligen Vaters geweicht, wieder zurückliefen. Hin und wieder drangen aus den inneren Räumen die Laute einer helltönenden Klingel. Endlich kam der Spanier auf mich zu und sagte ohne weitere Bezeichnung: „Lei!“ (Sie!) Noch drei Zimmer hatte ich zu durchschreiten; im vierten, verhältnißmäßig kleinen, völlig schmucklosen, stand ich Pius gegenüber.

Gänzlich in weiße Wolle gekleidet, mit einer ähnlichen Calotte auf dem Scheitel, saß der Papst auf einer kaum einen halben Fuß hohen Estrade. Vor ihm ein viereckiger Tisch, bis zum Boden herab mit einer ledernen Decke überkleidet, in deren eingepreßten Zierathen das päpstliche Wappen mehrfach wiederkehrte. An der vorderen Ecke des Tisches, rechts von dem Sitzenden stand ein reichlich anderthalb Fuß hohes Cruzifix von Ebenholz und Elfenbein.

Der Papst reichte mir die weiße wohlgepflegte Rechte, und während ich sie an die Lippen drückte, glaubte ich auf dem „Fischerringe“ nicht, wie ich vorausgesetzt, Petrus im Nacken, sondern einen Christuskopf zu erkennen. Der hohe Herr wies mich auf einen bereitstehenden Sessel, und so saß ich, nur durch den schmalen Tisch geschieden, ihm gerade gegenüber. Die freundlich-ernsten Gesichtszüge und der wohlwollende Ausdruck der Augen waren mir die beste Aufforderung zu reden.

„Heiliger Vater, ich schäme mich glücklich, Ihnen meine Ehrfurcht bezeugen und zugleich für die so wohlwollende, auch in huldreichen Worten ausgesprochene Aufnahme danken zu

können, die Sie vor Jahren einer meiner Arbeiten zu Theil werden ließen."

"Das ist ein sehr verdienstliches Werk von Ihnen, das von großem Fleiße zeugt."

"Fleiß und Geduld sind ja die Eigenschaften, die man uns Deutschen wohl einstimmig zuerkennt. Aber auch der Geist dieses so eminent christlichen Gedichtes findet in Deutschland fortwährend wachsenden Anklang. Leider hat man in Italien nur allzulange dem gottgeweihten Liede Gewalt angethan und es zum Feldzeichen der Revolution und des Unglaubens machen wollen."

"Gewiß, gewiß war Dante durchaus Katholik und ist als freies Glied seiner Kirche gestorben, wenn er auch den politischen Leidenschaften seiner Zeit unterworfen blieb und daher so manches gesagt hat, das nur vom Parteistandpunkte zu entschuldigen ist. Was sind aber die Bewegungen jener Zeit gegen die Stürme unserer Tage! Ein Schlag gegen die Kirche und ihre Diener fällt nach dem andern. Und nun zuletzt noch diese entsetzlichen Ereignisse in Spanien. Wir haben von außen her nichts, von keinem Staat, von keinem Fürsten, auch nicht von einem, das Mindeste zu hoffen. Aber ich bin in Gottes Rathschluß freudig ergeben und blicke mit unerschütterlicher Zuversicht auf den Einen (er wies auf das Crucifix), der seine Kirche und auch mich nicht verlassen wird."

Einstichtend erinnere ich daran, daß eben in der zweiten Hälfte jenes Septembermonats die Revolution der Marinetruppen gegen die Königin Isabella ausgebrochen war. Am 28. hatte Serrano an der Bräute von Alcolá über den General Pavia — Marquis von Novallas — geschrieben. Leicht möglich, daß Pius telegraphisch schon unterrichtet war, die Königin werde gerade am 30. aus ihrem Reich entfliehen, um in Pau Schutz zu suchen.

"Heiliger Vater, ich betrachtete gestern hier in der Vorhalle der Peterskirche die nach Giottos Zeichnung gefertigte Mosaik vom Schiffe Petri. Der Künstler hat vor nun sechshalbshundert Jahren jenes Schiff der Kirche auch nicht dargestellt, als ob es unangefochten durch eine glatte See streiche. Empörte Wellen schlagen an seine Klanken, und an den vier Ecken des Bildes sehen wir böse Genien, die mit ihrem Dem die Wuth des Elementes mehren. Wie damals so heute, so zu allen Zeiten. Wo Glauben ist, da ist auch Kampf. Bald wird es sich um mehr äußerliche Gefährdung handeln; bald wird es ein Kampf sein gegen die inneren Schäden des Hochmuthes und der Unstille. Wir haben aber für die Gemeinde aller Gläubigen die Verheißung, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen."

"Gut, sehr gut! Aber, lieber Herr, glauben Sie mir, es ist ein gar anderes Ding, solche Betrachtungen über die Weltgeschichte zu machen, während man ruhig am Studiertisch sitzt, als selbst das Steueruder halten zu sollen, während die Wellen über dem Schiffe zusammenschlagen."

"Die Kirche, und nicht nur die katholische, wird jetzt am bedrohlichsten angefochten durch die Annahmen philosophischer und naturgeschichtlicher Forschung. Anders war es zu Dantes Zeit. Hatte sich auch im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Philosophie dem Glauben gefährdend, um nicht zu sagen feindlich gegenüber gestellt, so hatten doch die großen Streiter der Kirche, ein Thomas von Aquin, ein Albrecht von Köln, dies eigensinnige Ross so zu bändigen gewußt, daß es sich gehorsam und werththätig dem Dienst der Kirche fügte. So ward Dantes Gedicht ebenso sehr ein Siegeslied des christlichen Glaubens, als ein Inbegriff der Weltweisheit jener Tage. Auch in neuerer Zeit haben tiefe Denker, namentlich in Deutschland, mehrfach versucht, jene zwei Feinde, deren Feindschaft, da die Wahrheit nur eine einzige sein kann, doch eine nur anscheinende sein muß, zu versöhnen, und ich möchte die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch unserer Zeit, und in deren Sinne ein Thomas oder ein Albrecht vorbehalten sei."

"Wollte Gott! Ich kann es aber nicht glauben. Die menschliche Vernunft in ihrer ursprünglichen Reinheit möchte auch göttliche Dinge erforschen können. Seit dem Sündenfall aber reicht sie ohne einen Führer von Oben über die irdischen

Schranken nicht hinaus. Und gar in unserer Zeit, wo alles sich dem Materialismus, der Hab- und Genußsucht ergibt, wo keine Autorität, keine weltliche und keine geistliche mehr gilt, wo sich für keinen Fürsten noch Pietät findet. — Wenn nicht etwa Ihr Bismarck — (der Satz blieb abgebrochen). Unsere Zeit ist eine Zeit der Unduldsamkeit; der Ungläubige will dem Gläubigen nicht einmal mehr gestatten, daß er glaube. Man spricht wohl von der Volksstimme und nennt sie eine Gottesstimme; aber Schreier sind es, die sie machen: hier so und dort anders, und was so an einem Orte zu Wege gebracht ist, das soll dann unanfechtbar sein und überall gleiche Geltung haben. Eigenständig berufen sich dann diese Weltverbesserer auf ihre „chez nous, chez nous.“ (Er wiederholte die zwei Worte wohl sechs Mal.) Wie bald verfliegt diese vermeintliche Gottesstimme. Vor fünfzehn Jahren war ich in Ravenna, das sich seitdem so leidenschaftlich der Revolution ergeben hat. Welch ein Jubel war das! Wo ich ging und stand, ließ man mir keine Ruhe mit lauter Rufen der Treue und Ergebenheit. Da überreichte man mir das neugefertigte Dantealbum und ich schrieb aus dem Gedächtniß die Verse des Dichters ein:

Der Preis der Welt ist nichts als nur ein Hauch,
Der bald von hierher bläst und bald von dorthier
Und mit der Richtung seinen Namen ändert."

"Nun drei Wochen sind verstrichen, seit ich diese Zeilen von der Hand Gw. Heiligkeit in jenem Album gesehen habe. Was aber auch Ravenna gleich der übrigen Romagna verschuldet haben mag, das eine kann ich versichern, daß die Beamten der Bibliothek dieses Blatt als ihren kostbarsten Schatz dem Besucher ihrer Sammlung zeigten."

"So? Ist das wirklich der Fall? Das thut meinem Herzen wohl. Die guten Ravennaten! Aber sagen Sie selbst: ist es denn etwas anderes als jenes hochmüthige Widerstreben gegen die Zumuthung, sich vor der Autorität zu beugen, aus dem all die unheilvollen Revolutionen auf weltlichem und geistlichem Gebiete hervorgegangen sind? Das ist der große von Luther und Calvin ausgegangene Irrthum der Protestanten, daß sie der Autorität abgejagt haben. Dadurch sind sie endlosem Zwiespalt und alles verneinendem Unglauben verfallen, und Sie selbst werden nicht läugnen, daß die Besseren unter Ihnen längst aus diesem Wirral sich herausgehoben."

"Unsterblichkeitsläugner, Episturder, wie man sie damals nannte, ebenso schroffe Materialisten als die heutigen nur immer sein können, hat es zu allen Zeiten gegeben, auch damals, als die Kirche unter jenen Heroen ihre größten Triumphe feierte. Sich willig unter die Autorität beugen ist Demuth; Glauben, wenn diese Autorität die der geoffenbarten göttlichen Wahrheit ist. Nun muß ich ja leider gestehen, daß unter den Protestanten viele, sehr viele sind, die solcher geistlichen Demuth ermangeln, die es in ihrem Dünkel ablehnen, sich der Autorität der Schrift zu unterwerfen. Aber ich weiß auch, daß die katholische Kirche unter ihren Millionen tausend und aber tausend völlig Ungläubige zählt."

"Sagen Sie nicht Tausende, sondern Millionen und aber Millionen. Nennen doch selbst ein Mazzini oder Garibaldi sich noch Katholiken. Aber was nützt der Name! Thatächlich haben sie längst aufgehört, zur Kirche zu gehören."

"Andererseits betheure ich Eurer Heiligkeit, daß unter uns Protestanten, oder, wie wir uns lieber genannt hören, uns Evangelischen viele, gar viele sind, die im Glauben den Kern und Sternpunkt ihres geistigen Lebens sehen, die mit kaum übertroffener Inbrunst nur in Christo von eigener Sündhaftigkeit ledig zu werden hoffen."

"Ich weiß, daß es unter Ihnen viel, recht viel treffliche Männer gibt, Männer von der besten Gesinnung. Eben deshalb werde ich noch heut Abend ein Ausschreiben erlassen, um auch sie zum nächstjährigen Konzil zu laden. Es wäre ja unbillig, die Schismatiker zuzuziehen und die Protestanten auszuschließen. Die Kirche ist ein Baum, ein Weinstock, und die Protestanten fühlen je mehr und mehr, daß sie in ihrer Vereinzelung losgetrennte Aeste sind. Wieder eingepflanzt in den Weinstock würden sie Blüten und köstliche Früchte tragen."

"Solchen Vorjages kann ich mich ja nur freuen. Formell

erging aber auch zum Konzil von Trient eine Ladung an die Evangelischen. Möchte die jegliche so gefast sein, daß sich die Hoffnung der Möglichkeit eines besseren Erfolges darauf gründen ließe."

Pius verstand mich, als ob ich überhaupt von den Ergebnissen jener Synode geredet habe. Vielleicht wollte er auch nur einer direkten Antwort auf mein Bedenken aus dem Wege gehen. Er sagte:

"Nun wir wollen ja wenigstens hoffen, daß die Erfolge diesmal nicht wieder so lange auf sich warten lassen werden, als vor dreihundert Jahren."

In der Absicht Eurer Heiligkeit, Katholiken, Protestanten und Schismatiker zu einem Konzil zu laden, spricht sich die Hoffnung aus, daß es gelingen werde, unter den Gläubigen der verschiedenen Konfessionen eine Verständigung zu erzielen, unter ihnen einen festen Bund gegen Unglauben zu begründen. Daß in solcher Weise noch in unseren Tagen die endliche Verheißung des Herrn erfüllt werden möge, ist mein heißestes

Verlangen und das zahlloser mir Gleichgesinnter. Wolle Gott es zur Wahrheit werden lassen."

"Solche Hoffnung ist ein lieber schöner Traum; aber sie ruht nicht auf dem Felsen Petri. Auf ihm ruht nur der Glaube der Kirche. Was kann innerhalb eines Jahres nicht alles geschehen, das solch schöne Hoffnungen zerstört! Wie viel neue Gewitter sehe ich nicht jetzt schon heranziehen! Wohlthunend bei dem allen, und erquickend ist es aber reiblicher und treuer Gesinnung zu begegnen. Vertrauen Sie, daß ich für Sie beten werde: für Ihr zeitliches Wohl, für Ihre glückliche Heimkehr. Am innigsten aber werde ich dafür beten, daß Gott Sie mehr und mehr erleuchte und Sie den Weg in Sein Himmelreich geleite. — Haben Sie Kinder?"

"Küni, heiliger Vater!"

"Nun, auch für Ihre Kinder werde ich beten und für alles, das Ihnen angeht. Gott segne Sie! Leben Sie wohl, et Archangelus Raphael comitetur to in itinere tuo."

Noch einmal reichte er mir die Hand, die ich herzlich drückte.

Die Schützlinge.

Kochbuch verboten.
Oct. v. 11./VI. 70.

Eine Episode aus Nietzsche's Jugendleben von Moritz von Reichenbach.

I.

Das Städtchen Radeburg in Sachsen ist ein so hübsches, stilles, langweiliges kleines Nest, wie man es sich gar nicht besser — oder schlimmer vorstellen kann. Das ist heutigentags noch so, und im Jahre 1823 war es auch nicht anders. Dennoch bot der Marktplatz des Städtchens an einem Nachmittage jenes Jahres ein ganz belebtes Bild dar, und man konnte sämtliche Honoratioren mit Frauen und Töchtern im schönsten Sonntagsstaat zwischen sechs und sieben Uhr darüber hingehen sehen, was für Radeburger Verhältnisse außerordentlich merkwürdig war, da es an keinem Sonn- und Feiertage, sondern mitten in der Woche geschah. Und dazu machten die Radeburger feierlich erwartungsvolle Gesichter, und hinter den Fenstern des Gasthauses „zum goldenen Lamm“ standen mehrere junge Männer, welche den heranwachsenden Honoratioren ebenfalls sehr erwartungsvoll entgegensehen.

„Eigentlich ist es doch ein kühnes Unternehmen, Ernst," sagte einer dieser jungen Männer zu seinem Nachbar, „denn wenn unsere Stimmen uns auch selbst ganz gut gefallen, so haben wir doch noch nie versucht, uns damit vor anderen hören zu lassen."

Der mit „Ernst" Angeredete zuckte die Achseln.

„Was blieb uns anderes übrig?" sagte er. „Helfen wollten wir doch, und wenn das mit unseren Ersparnissen geschehen sollte, so wäre die Küsterswitwe Hungers gestorben — und wir mit ihr."

„Ja, es ist sehr unangenehm, wenn man in seinen Vermögensverhältnissen mit den Kirchmäusen in einen Rang gehört und dabei eine solche Antipathie gegen die Armuth besitzt, daß man sie sogar bei fremden Menschen nicht dulden will," brummte der erste wieder.

„Ach, mache Dich nicht wieder schlechter als Du bist, Freund Thäter," rief Ernst. „Du selbst warst ja der erste, welcher den Freunden meine Idee, für die arme Küsterfamilie ein Konzert zu veranstalten, vortrug. Und sieh nur, wie famos und vielversprechend unser Programm geworden ist."

Er nahm einen großen weißen Zettel vom Tisch und hielt ihn dem Freunde hin.

„Da hör einmal: heute Mittwoch, den 15. Juni, großes Konzert in Radeburg, ausgeführt von den „Singenden Malern." Klingt das nicht vielversprechend? Und nun weiter: Erstens Chorgesang, ausgeführt vom gesammten Personal. Dann Duett, gesungen von Herrn Julius Thäter und Herrn Ernst Nietzsche — wir beide müssen als die Anführer zuerst daran, das ist auch in der Ordnung, dann —"

„Da ist der Bürgermeister," rief die Lektion unterbrechend eine frohliche Stimme, deren Eigentümer ein junger Maler namens Georg war, vom anderen Fenster her, „nun muß es

los gehen! Thäter, Nietzsche, habt Ihr den Bürgermeister gesehen? Kommt, den dürfen wir nicht warten lassen."

Die jungen Männer, sechs oder sieben an der Zahl, schritten der Thür zu. Da wurden sie plötzlich durch einen jungen Mann, welcher die Stufen hinaufstürzte, aufgehalten.

„Sind Sie die Herren Maler von der Dresdner Akademie?" rief der Fremde ihnen entgegen.

„Allerdings, was soll's damit?" antwortete Thäter.

„O, dann bin ich sehr glücklich, Sie gefunden zu haben! Es sind auch Bildhauer unter Ihnen?"

„Nun, wenigstens einige, die es werden wollen," meinte Nietzsche.

„Aber was wollen Sie eigentlich von uns? Reden Sie schnell, wir haben Eile," riefen die anderen durcheinander.

Der Fremde, ein stattlicher junger Mann mit hübschem offenen Gesicht, welches nur durch das allzuüppige dunkle Haar, das ihm etwas wild über die Stirn fiel, entstellt wurde, schien einen Augenblick etwas verlegen. Er wickelte seine schwere goldene Uhrkette um die Finger, blickte unsicher von einem zum andern und sagte endlich: „Ja, so schnell kann ich Ihnen mein Anliegen nicht vortragen, und wenn Sie jetzt zu dem Konzert müssen, so will ich lieber warten, so unangenehm mir dies auch ist."

„Ihren Namen werden Sie uns doch wenigstens nennen können?" fuhr Thäter dazwischen.

„Verzeihen Sie, aber ehe Sie mein ganzes Anliegen kennen, möchte ich Ihnen auch nicht meinen Namen nennen, es ist so eine eigenthümliche Geschichte."

„Wenn Sie in unserem Zimmer auf uns warten wollten," wandte sich Nietzsche an den Fremden, „in zwei Stunden wird das Konzert beendet sein. Jetzt haben wir keine Zeit." Damit stiegen sie, an dem Fremden vorbei, die Treppe hinab.

„Ich bleibe also in Ihrem Zimmer und erwarte Sie," klang die Stimme des Fremden ihnen nach.

Die Freunde hatten nicht Zeit ihre Verwunderung auszusprechen, denn im nächsten Augenblicke öffnete der Kellner dienstfertig die Thüren des Konzertsaales, und die singenden Maler fanden dem erwartungsvollen Radeburger Publikum gegenüber. Uebrigens begrüßten sie schon manchen alten Bekannten unter diesem Publikum, denn die Schüler der Dresdner Kunstakademie hatten schon öfter Sonntagspartien nach Radeburg veranstaltet. Singen aber hatte man sie nie gehört. Nun aber sangen sie und befriedigten die Ansprüche ihrer Zuhörer in so vollständigem Maße, daß die Beifallsstaben, welche nach jeder Pöce losgelassen wurden, bis in das stille Zimmer drangen, in welchem der räthselhafte Fremde wartete. Dieser lief mit großen Schritten darin auf und ab, blieb endlich vor einem der beiden Fenster stehen und trommelte im Geschwindmarschtempo auf den Scheiben. Dann setzte er sich auf einen am Fenster

stehenden Stuhl, stützte den Kopf auf beide Arme und starrte eine Zeitlang hinab auf den dunklen Marktplatz und dann hinauf nach der vollen Mondscheibe, die gerade über dem spitzen Dache des gegenüberliegenden Hauses emporstieg. In seine melancholische Mondscheinträumerei mußte sich aber wohl etwas mischen, was ihm die Zeit schnell vergehen und den eigentlichen Zweck seines Besuchs in der Künstlerstube fast vergessen ließ, denn als nach Verlauf einer guten Stunde die Thür des Zimmers geöffnet wurde und Nietzsche und Thäter eintraten, da fuhr er erschrocken von seinem Stuhl in die Höhe und starrte die beiden an wie zwei Erscheinungen, welche mit seinen Träumen durchaus nichts gemein hatten.

„Nun, da sind wir,“ rief Nietzsche ihm entgegen. Sie müssen uns beide als Vertreter der übrigen ansehen.“

„O, es ist mir sogar lieber, nur mit einzelnen von den Herren Künstlern zu sprechen,“ sagte der Fremde, sich schnell fassend, „denn es handelt sich um ein Geheimniß, und Sie müssen mir vor allem versprechen, mich nicht zu verrathen.“

„Alle Wetter! das wird ja interessant,“ sagte Thäter, „aber wie ein Mauthörder oder sonstiger Verbrecher sehen Sie mir eigentlich nicht aus.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, es handelt sich um nichts Unehrenhaftes,“ betheuerte der Fremde.

„Na, dann wollen wir uns sehen, denn unsere ungewohnten Triumphe haben uns müde gemacht,“ sagte Thäter, „und nun erzählen Sie.“

„Ja, erzählen Sie,“ drängte auch Nietzsche, „und sagen Sie uns zunächst Ihren Namen.“

„Nun denn, ich heiße Friedrich Müller, und ich möchte Künstler werden und mit Ihnen nach Dresden gehen.“

„Das scheint mir eigentlich sehr einfach und ich weiß nicht, warum Sie —“

„Erlauben Sie, das ist freilich einfach, aber ich schlage diese Laufbahn gegen den Willen meiner Angehörigen ein. Mein Vater ist ein vermöglicher Gutspächter in der Nähe von Leipzig, und er darf nicht ahnen, wohin ich mich gewandt habe und was ich unternehmen will. Ich trete erst wieder vor ihn hin, wenn ich etwas Tüchtiges geleistet habe und er mir seine Anerkennung nicht verweigern kann.“

„Das ist ganz schön, aber bedenken Sie, in welcher Sorge Ihre Angehörigen sein werden,“ meinte Thäter.

„Ja, besonders wenn Sie eine Mutter haben, so müssen Sie derselben Ihren Aufenthalt und Ihren Plan mittheilen,“ befanderte Nietzsche.

„Dah ich Künstler werden will, habe ich meinen Eltern gesagt,“ antwortete Fritz Müller, „aber da kam ich schon an! Mein Vater war außer sich, er hat mir die härtesten Dinge gesagt, und meine Mutter weinte den ganzen Tag. Und zuletzt haben sie mich gar verheirathen wollen, damit ich auf vernünftige Gedanken käme, wie sie sagten, und haben mir eine Braut ausgesucht, ein Mädchen fünf Jahre älter als ich, mit einer rauhen Stimme wie ein Korporal und einem Gesicht wie ein Habicht. Nein, ehe ich das thue, will ich lieber mit Holzhacken mein Brot verdienen oder — Künstler werden.“

Die Alternative war sonderbar gewählt und der Faustschlag auf den Tisch, mit welchem Fritz Müller seine erregten Worte begleitete, zeugte jedenfalls davon, daß ihm die Kraft zum Holzhacken nicht fehlen würde.

Die beiden Freunde tauschten einen Blick des Einverständnisses. Der frische Bursche da vor ihnen gefiel ihnen eigentlich, aber seine letzten Worte hatten sie zweifelhaft gemacht, ob er wirklich bloß aus Begeisterung für die Kunst handelte.

„Sie sind also eigentlich fortgegangen, um einer unerwünschten Heirath auszuweichen?“ inquirirte Thäter.

Friedrich Müller blickte etwas verlegen vor sich hin. Dann sah er aber die Freunde mit seinen offenen ehrlichen Augen an und sagte bestimmt:

„Nein, auch wenn man mir nicht hätte diese Braut auf den Hals reden wollen, es hätte mich doch nicht mehr länger zu Hause gelitten. Ich mußte fort, so wie so. Ich wollte nach Dresden gehen, um Künstler zu werden. Ein Bruder meiner Mutter war auch Bildhauer, und schon als Kind ging

mir nichts über Bilder und Figuren. Mein Onkel hat auch zuerst eine Akademie besucht, und jetzt ist er in Italien und macht herrliche große Marmorbilder. So weit will ich's auch einmal bringen, denn zu allem anderen habe ich die Lust verloren. Etwas vor sich bringen will doch aber am Ende jeder, und da denke ich mir, es muß ein wunderliches Gefühl sein, vor einem Kunstwerk zu stehen und sich zu sagen: ohne dich wäre das nur ein formloser Stein und jetzt haben Deine Hände es werthvoller als Gold und Silber gemacht. All diese Gestalten hast du geschaffen, das sind deine Gedanken, die Leben und Gestalt bekommen haben, und wenn du längst nicht mehr bist, wird dein Werk fortleben. O, solch ein Bewußtsein muß über vieles andere trösten, ich fühle es, ich muß Künstler werden, ich muß!“

Nietzsche streckte ihm die Hand entgegen. „Sie haben recht, die Kunst kann für den Menschen viel, sie kann ihm alles sein,“ rief er warm. „Sie müssen einer der unsrer werden.“

Friedrich Müller schlug kräftig in die dargebotene Hand ein. Thäter verhielt sich schweigend, aber er sah ernstfreundlich aus, wie immer, wenn er eine angenehme Ueberraschung hatte.

„Als ich hier durch kam und hörte, die Maler von der Dresdener Akademie gäben gerade ein Konzert,“ fuhr Friedrich fort, „da stand mein Entschluß, Ihnen meine Lage mitzutheilen und um Ihren Beistand zu bitten, gleich fest. Und jetzt frage ich Sie, können und wollen Sie mir helfen, daß ich auf die Akademie komme und etwas Tüchtiges lerne?“

„Ja, das wollen wir,“ rief Nietzsche lebhaft, „Sie müssen gleich mit uns gehen, und morgen stelle ich Sie dem Professor Seifert vor. Eine Wohnung wollen wir auch schon ansündig machen.“ Auch Thäter reichte jetzt Friedrich die Hand.

„Ja, das wird sich schon alles machen lassen,“ sagte er, „aber Sie sagten vorhin, Ihr Herr Vater sei vermögend; da werden Sie an Ansprüche gewöhnt sein, und wenn Sie jetzt mit den Ihrigen erzürnt sind, dürften Ihnen sehr ungewohnte Entbehrungen bevorstehen. Wir andern sind arme Burschen ohne Vorurtheile gegen ein Stück trockenes Brot an Stelle des Mittagessens, aber Sie —“

„Aber ich bitte Dich, Thäter, wenn er Künstler ist, wird er sich auch über solche kleine Nöthen hinwegsetzen,“ meinte Nietzsche, „und einige Mittagstische bei unsern Gönnern wird man ihm auch verschaffen können. Fürs erste kann er ja mit bei uns leben. Ich habe noch zwölf Thaler von dem Preise für meine Prämiensarbeit übrig.“

„Nein, nein, vorläufig bin ich noch mit Geld versehen,“ rief Friedrich lebhaft dazwischen. „Es ist zwar nicht viel, was ich so in der Eile zu meiner Verfügung hatte, aber für den ersten Augenblick wird es schon reichen.“

Und er holte eine zierliche Ledertasche hervor, aus welcher er mehrere Goldstücke aufzählte.

„Einhundertundzwanzig Thaler,“ jagte er zögernd, „glauben Sie, daß es damit möglich sein wird ein paar Monate zu leben? Ich will gar keine Ansprüche machen.“

„Mensch,“ rief Nietzsche erstaunt, „Sie sind ja ein Krösus! Als ich vor zwei Jahren nach Dresden kam, hatte ich kaum sechs Gulden in der Tasche, und Sie sehen, ich lebe noch! Hundertundzwanzig Thaler, das ist ja ein Vermögen.“

„Ja, das ist mehr als wir beide, Nietzsche und ich, je zusammen gesehen haben,“ bestätigte Thäter, welcher aus seiner Armuth ebenso wenig ein Geheimniß machte wie sein Freund.

Friedrich machte wieder ein sehr verlegenes Gesicht. Es kam ihm bedrückend und fast unrecht vor, daß er über mehr Mittel zu verfügen hatte als diese beiden jungen Leute, die ihm als Schüler der erlesenen Akademie einen großen Respekt einflößten.

„Sie meinen also, daß es gehen wird, und Sie wollen mir erlauben, Sie morgen zu begleiten?“ frug er kleinlaut.

„Freilich,“ meinte Nietzsche, „und wenn Sie sich in Dresden eingerichtet haben, können Sie ja an Ihre Eltern schreiben.“

„Das weiß ich noch nicht,“ rief Friedrich schnell, „und wenn Sie mir das zur Bedingung machen wollten, müßte ich unsere Bekanntschaft, die mich so glücklich macht, doch sofort wieder abbrechen. Nach Hause würde ich aber nicht zurückkehren.“

„Nun, das ist am Ende Ihre Sache und geht uns nichts

an," sagte Thäter. „Kommen Sie also bedingungslos mit uns, verprechen Sie sich aber nicht zu viel von uns. Wir sind unbedeutende Akademiker, und alles was wir thun können ist, daß wir Sie den Professoren vorstellen und Ihnen unseren guten Rath zur Verfügung stellen.“

„Ich bin Ihnen dafür sehr dankbar," rief Friedrich, und nachdem man überein gekommen war, daß die Freunde jetzt zu der Gesellschaft zurückkehren und der neue Kunstjünger die Nacht in ihrem Zimmer zubringen sollte, verabshiedeten sich die jungen Leute wie alte Bekannte.

„Ich komme mir so wichtig vor wie ein König," sagte Rietschel, während die Freunde die Treppe hinabstiegen, „unserem ersten Schöpling, der Küsterswitwe, können wir morgen früh einmal nicht bloß mit vollem Herzen, sondern auch mit vollem Beutel ihr Glend erleichtern, und ein zweiter Schöpling, der noch dazu über baare Kapitalien verfügt, hat sich schon wieder unter unsere Obhut gestellt! Das ist ein stolzes Bewußtsein, findest Du nicht, Julius?"

Thäter brummte irgend etwas Unverständliches vor sich hin, dann sagte er: „Wo wirst Du denn eigentlich übernachten, wenn dieser Müller in unserem Zimmer bleibt?"

„O, ich quartiere mich beim Pastor ein, der hat mir's ohnehin schon angeboten.“

„Na, nöthig hast Du es aber auch nicht gehabt, ihm Dein Nachtmantel zu überlassen, er hätte für sich selbst sorgen können.“

„Er ist aber doch unser Schöpling!"

„Ja, daran ist freilich nichts mehr zu ändern. Hoffentlich erleben wir unsere Freunde an ihm.“

Um Rietschels Mund spielte ein feines Lächeln. Er kannte die brummige Art Thäters, sich zu äußern und das vortreffliche warme Herz seines Freundes sehr gut.

„Hoffentlich," sagte er jetzt, vor der Thür des Saales stehen bleibend, „aber überzeugt bin ich freilich noch nicht davon. Der Burische stößt mir nicht unbedingt Vertrauen ein, er hat so eine sonderbare Art.“

„Der?" fuhr Thäter ihn an. „Ich bitte Dich, das ist so ein guter offenerherziger Mensch, dessen Entschlossenheit mir sehr

gut gefällt; und —" Rietschel öffnete lachend die Thür. Er hatte seinen Zweck erreicht und dem guten Herzen seines Freundes wieder einmal zum Durchbruch verholfen.

Die anderen Sänger hatten die Honoratiorentöchterlein für den Augenblick interessanter gefunden als den Fremden, und hatten es daher Rietschel und Thäter überlassen, sich um diesen zu kümmern. Jetzt wurde jedem von ihnen einzeln, immer unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Unterredung mit Friedrich Müller mitgetheilt, und dazwischen ließ man sich von den Honoratioren bewirthen und tanzte mit den hübschen Mädchen von Radeburg. Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als die jungen Leute endlich ihr Zimmer aufsuchten. Sie fanden den neuen Kunstjünger fest eingeschlafen vor dem Tisch sitzend, das Haupt auf die Arme gelegt. Vor ihm stand eine niedergebrannte Kerze, und daneben lag ein Meißler und ein Blatt Papier. Georg warf einen Blick darauf.

„Ein Bild!" rief er, das Profil einer Frau, sehr nur!"

Die anderen drängten sich dazu.

„Laß sehen, laß sehen," riefen sie. „Seid nicht so indiscret, was geht Euch dieses Bild an?" rief Thäter dazwischen.

„Man muß doch sehen, ob er Talent hat," sagte Georg, das Bild gegen das Licht haltend; „na, ein Raphael ist er noch nicht," fügte er dann leise die Nase rümpfend hinzu.

„Still, er wacht auf," rief Thäter, das Bild an sich nehmend und es geschickt in Friedrich Müllers Rocktasche schiebend. Dieser blickte jetzt schlaftrunken und verwirrt um sich.

„Das sind Ihre neuen Kameraden," sagte Thäter, auf die anderen weisend, „gute Burichen im ganzen, nur manchmal etwas übermüthig.“

„Glauben Sie ihm nicht, er verleumdete sich selbst und seine besten Freunde aus reiner Passion," rief Georg, Friedrich die Hand reichend. „Seien Sie willkommen in unserem Kreise.“

Eine Stunde später war es so ruhig in dem Zimmer wie im ganzen Städtchen Radeburg, und Friedrich, der das Bild in seiner Rocktasche gefunden hatte, schlief eben so fest wie seine neuen Freunde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter des Homo sum.

Nachdruck verboten.
96c. v. 11. / VI. 70.

Es ist jetzt 14 Jahre her, seit der Roman: „Eine ägyptische Königstochter" erschien und sich im Sturm das deutsche Publikum eroberte. Historische Romane, auch solche, die im Alterthum spielten, waren freilich nichts neues mehr, und Dichter und Gelehrte hatten schon damals vielfach ihre Stoffe dem Alterthum entnommen oder aber die alte Kulturwelt im Gewande der Dichtung auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen gesucht. Immer jedoch waren die Verfasser das eine oder das andere, entweder Dichter oder Gelehrte gewesen. Hier aber hatten sich hohe dichterische Begabung und gründliche Gelehrsamkeit die Hand zum schönen Bunde gereicht und dieser Umstand bewirkte den überraschenden Erfolg. Man über sah es gern, daß beide, Dichter und Gelehrter, noch nicht ganz zu einer Person verwachsen waren und letzterer ersterem noch mitunter in den erhobenen Arm fiel, fühlte man doch, daß trotz aller gelehrten Anmerkungen das Schwergewicht auf dem Gebiete des Reinenmenschlichen lag. „Eine ägyptische Königstochter" war mit einem Schläge ein Lieblingsbuch der deutschen Nation geworden und gehörte bald — in alle europäischen Kultursprachen überseht — der Weltliteratur an.

Wer war der gelehrte Dichter, dem gleich beim Beginn seiner Laufbahn so reiche Anerkennung zu Theil wurde?

Georg Ebers stammt aus einer seit langer Zeit in Berlin ansässigen Familie. Seine Eltern, die in wohlhabenden Verhältnissen lebten, hielten ein offenes Haus, in dem alle, die in dem Berlin der dreißiger Jahre sich auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst auszeichneten, aus und ein gingen. Hegel war ein regelmäßiger Gast, die Gebrüder Grimm, Schadow, Holtei und viele andere besuchten gern das Haus, in dem ihnen eine ebenso liebenswürdige als schöne Hausfrau die Honneurs machte.

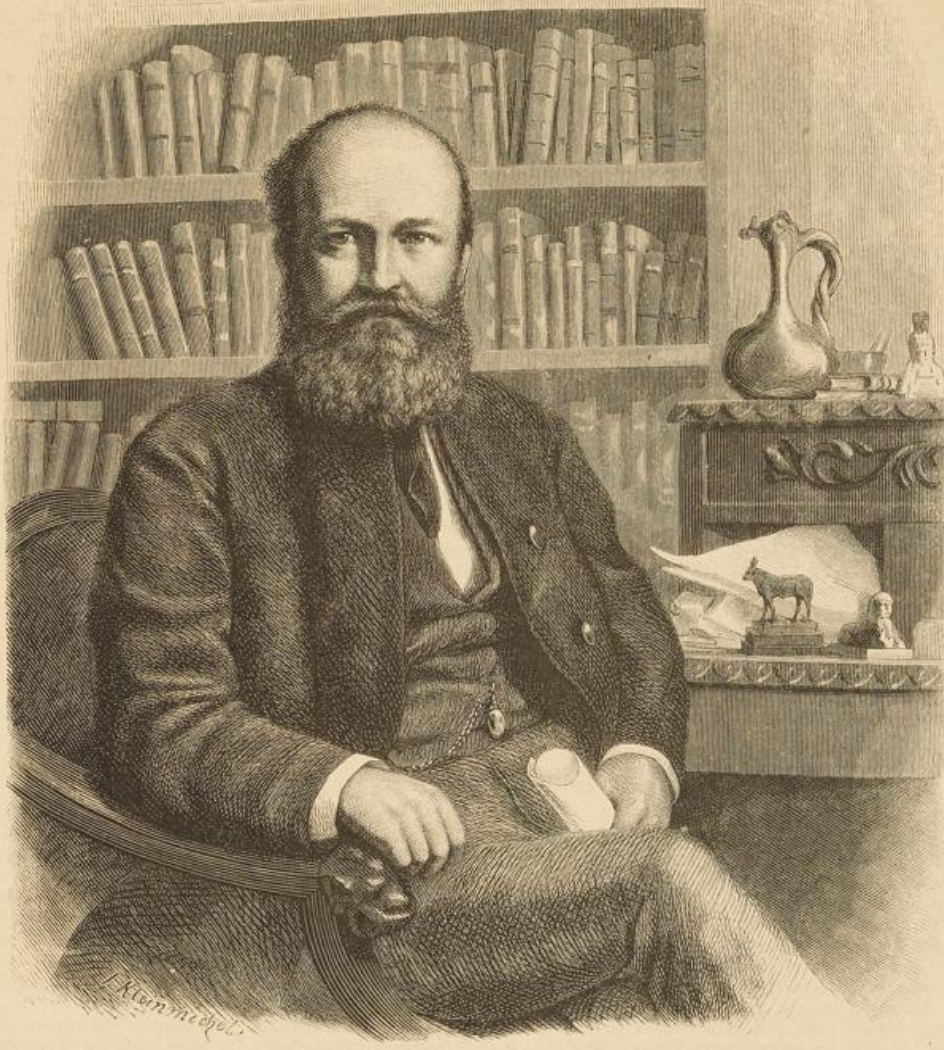
Als Georg Ebers am 1. März 1837 geboren wurde, erfüllte freilich Traurigkeit die sonst so heiteren Räume. Der Hausherr — er war Bankier und Fabrikbesitzer — war vierzehn Tage vorher gestorben.

Aber das Schicksal, das dem Kinde den Vater nahm, noch ehe es selbst das Licht der Welt erblickte, hatte ihm eine Mutter gegeben, die im Stande war, denselben, wenigstens soweit die Erziehung der Kinder in Frage kam, zu erheben und den heranwachsenden eine ebenso energische als liebevolle und anregende Pfliegerin zu sein.

Im ersten Lebensjahr kam Ebers in die Erziehungsanstalt Reilhan bei Rudolstadt. In dieser noch jetzt bestehenden und nach wie vor von Direktor Dr. Barup geleiteten Anstalt wurde das Schwergewicht darauf gelegt, den Knaben neben einer umfassenden Schulbildung auch eine tüchtige körperliche Ausbildung zu geben und ihnen so viel Freiheit zu lassen, daß sich in dem Widerpiel der Kräfte schon früh Charaktere ausbilden können. Ebers hängt noch jetzt mit großer Liebe an der Anstalt und ich stelle mir gern vor, daß die liebliche Umgebung derselben den Grund zu jener feinen Naturbeobachtung gelegt hat, die uns aus den herrlichen Landschaftsbildungen der Ebers'schen Romane in so lebhafter Weise entgegentritt.

Auf Reilhan folgte eine heitere Gymnasialzeit in Kottbus, dann ging es nach Göttingen, wo Ebers als Jurist immatrikuliert wurde. Aber das Rechtsstudium übte keine rechte Anziehungskraft auf ihn aus und er wandte sich mit Vorliebe archäologischen und kunsthistorischen Studien zu, die er — ohne die Freuden des deutschen Studentenlebens irgend zu vernachlässigen, eifrig trieb. Da traf ihn einer jener glücklichen Unglücksfälle, wie sie im Leben bedeutender Menschen nicht selten wegweisend und bahnbrechend eingetreten sind. Eine furcht-

bau
gel
dau
hat
by
ein
mi
au
un
zu
ma
ih
alt
sch
deu



Georg Ebers. Nach dem Leben gezeichnet von J. Kleinmichel.

bare Erkältung warf ihn im Jahre 1858 an beiden Beinen gelähmt auf das Krankenlager und hielt ihn mehrere Jahre darin fest. Zu dieser Zeit entschied sich seine Zukunft. Er hatte schon in Göttingen bei Unger sehr fleißig Geschichte der byzantinischen Kunst gehört, und bei dieser Gelegenheit zuerst eine flüchtige Bekanntschaft mit der ägyptischen Kunst sowie mit den Hieroglyphen und ihrer Entzifferung gemacht. Jetzt nun, auf dem Krankenlager, fielen ihm die Hieroglyphen wieder ein und der befreundete Geograph Karl Andree that das seinige, um den Entschluß, sich ganz dem Studium derselben zu widmen, zur Reife zu bringen. Ebers warf sich nun mit der ganzen, man ist versucht zu sagen, übermenschlichen Arbeitskraft, die ihm eigen ist, auf die neue Wissenschaft. Jakob Grimm, ein alter Freund des Eberschen Hauses, vermittelte die Bekanntschaft mit dem berühmten Lepsius, und dieser große Gelehrte, der wohl ahnen mochte, daß er keinen gewöhnlichen Schüler

vor sich hatte, besuchte nun den noch immer kranken Jüngling und gab ihm alle Anleitung. Als Ebers sich dann wieder frei bewegen konnte, hörte er Lepsius, Brugsch, Ködiger, Boeckh, Gerhard, H. Barth u. a. m., absolvierte 1862 das Studium und ging dann auf Reisen, um die ägyptischen Museen zu studiren. Während Ebers so mit eiserner Energie seinen Studien nachging, konnte seine dichterische Gestaltungskraft nicht müßig bleiben. Das ist ja das eigenthümliche der dichterischen Begabung, das sie alles, was der Person des Dichters nahe tritt, was seinen Geist beschäftigt, was sein Gedächtniß aufnimmt, woran sein Herz hängt, in ihrer Weise zu verarbeiten sucht, d. h. das Abstrakte konkret macht, das Allgemeine individualisirt, den Begriff in die lebendige Gestalt umsetzt. Auf den mit schwachem Willen Begabten wirkt diese Gabe darum oft verwirrend und deshalb verhängnißvoll, während sie den Energischen zwingt, sich der Gestalten, die seine Phantasie er-

füllen, durch die dichterische Produktion zu entledigen. Für den dichterisch Begabten gibt es da keine Wahl: Träumer oder Dichter lautet die Losung, trübes Siechtum des Träumers oder frische Gesundheit des Dichters.

Ebers wurde ein Dichter; im Jahre 1863 entstand „eine ägyptische Königstochter“. Es war ein echtes Dichterwerk, eine That poetischer Selbsterlösung von den Resultaten der Studien des Gelehrten, und es wurde allgemein als solches erkannt, trotz der Konzeptionen, die der Dichter dem Gelehrten noch gemacht hatte, trotz der störenden Noten und der natürlichen Aengstlichkeit in der Bearbeitung des Stoffes.

Das Jahr 1865 führte Ebers nach Leyden, wo er die ägyptischen Sammlungen eingehend studierte. Im darauf folgenden Jahre heirathete er und habilitirte sich zunächst in Jena, in dem er nun bis 1870 erst als Privatdozent, dann als Extraordinarius thätig war. Ein befriedigender Beruf, ein beglückendes reiches Familienleben und volle Gesundheit machten diese Jahre zu ebenjo glücklichen als fruchtbareren. Die Dichtung wurde mit Fug und Recht gewaltig niedergehalten, es galt zunächst sich in der Wissenschaft, die doch den Lebensberuf bilden sollte, ganz einzuleben, sie zu beherrschen und zu fördern.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, dem Ägyptologen Ebers auf seiner Bahn zu folgen. Ein hervorragender Berufsgenosse desselben spricht sich auf unsere Bitte folgendermaßen über die gelehrte Thätigkeit desselben aus:

„Die Lage der wissenschaftlichen Erforschung des alten Aegyptens,“ schreibt dieser Herr, „war zu der Zeit, als Ebers seine erste Bekanntschaft mit ihr machte, und diesem frisch aufspringenden, noch sehr jugendlichen Zweige der Alterthumswissenschaften seine Neigung und Thätigkeit zuwandte, nicht im entferntesten mit der heutigen zu vergleichen. So eng umgrenzt äußerlich immerhin das Gebiet eines Ägyptologen erscheinen mag, so weit dehnt sich jetzt vor den Blicken desjenigen, welcher ihm näher getreten ist, das Arbeitsfeld aus. Vertreter fast aller europäischen Nationen wetteifern, die Geheimnisse, welche die Reste dieser ehrwürdigen Vorzeit noch decken, zu ergründen. Die Zahl der Untersuchungen und die Fülle des Stoffes häuft sich von Jahr zu Jahr, und die Vorbedingung zum Verständnisse dessen, was des Niltals rührige Bewohner uns hinterließen, die Entzifferung ihrer Schriftarten, ist als gelöst zu betrachten. Der Lernende kann gegenwärtig also nicht mehr verlegen sein, wo er über die Fragen, die sich ihm aufdrängen, sich Rathes erholen, sondern wird sich sogar zu entscheiden haben, welchem Gebiete der ägyptischen Wissenschaft er sich zuwenden soll, um nach Maßgabe seiner individuellen Beanlage sich entweder in die chronologischen Fragen, oder in die grammatischen Probleme der Sprache, in die phantastische Glaubenswelt, oder in die häuslichen und staatlichen Verhältnisse zu verwerfen. Dieser wird sich daher schwer eine zureichende Vorstellung von einer Zeit machen können, in welcher diejenigen ihre Studien begannen, welche jetzt die Führer der ägyptischen Forschung sind, von der Lage eines Gelehrten, dem nur provisorisch gültige Grammatiken und Wörterbücher zu Gebote stehen, und der das, was anderen Wissenszweigen ein längst erprobter Besitz ist, vorsichtig und mühsam sich selber erst zu erarbeiten hat.“

Es bedurfte damals einer selbstlosen vollen Hingabe an ein noch wenig lohnendes, dazu keinerlei äußerliche Anerkennung verheißendes Studium, und Ebers widmete sich ihm mit demjenigen Enthusiasmus, welchen gerade unbekannte Gebiete durch die immer deutlichere Aussicht auf ihre Erschließung zu erzeugen und zu nähren im Stande sind. Seiner ersten lateinisch geschriebenen Abhandlung über das XXVI. ägyptische Herrscher-geschlecht, mit welcher er seine Lehrtätigkeit an der Universität Jena 1865 begann, ließ er bald eine umfassendere, größer angelegte Schrift folgen. „Aegypten und die Bücher Moses“ betitelt sich dieses Werk, in welchem er unternahm, seine besonders durch längeren Aufenthalt in Paris und in Leyden geförderten Untersuchungen zur Erklärung, zunächst des ersten Buches Moses zu verwerthen. So wichtig auch das Werk dem Bibelerklärer ist und bleiben wird, so kamen seine Ergebnisse doch der Ägyptologie nicht weniger als der Theologie zu Gute. Denn wenn er darin den Nachweis führte, in wie überraschen-

der Weise Bibel und Denkmäler sich bestätigen und ergänzen, so konnte er das nur auf Grund sehr eingehender Erörterungen über meist erst wenig erforschte Gebiete des ägyptischen Alterthums unternehmen. Es waren daher besonders die darin gegebenen Erläuterungen zu der sogenannten „Völkertafel der Genesis“ und zu der Geschichte Josefs, welche auch für die Kenntniß Aegyptens werthvolle Aufschlüsse enthielten.

Die Vorarbeiten zu einem ähnlichen Kommentare des zweiten Buches Moses veranlaßten ihn, zu deren Ergänzung durch eine lebendige, im Lande selbst erworbene Kenntniß eine Reise in die westlichen Gebiete Unterägyptens und die Sinaihalbinsel zu unternehmen. Der Bericht, welcher über diese uns in seinem Buche „Durch Gosen zum Sinai“ vorliegt, ist allein schon wegen seiner anziehenden Schilderungen der persönlichen Erlebnisse berechtigt, unter der gesammten deutschen Reiseliteratur eine fast vereinzelte Stellung einzunehmen. Seine wissenschaftliche Bedeutung beruht besonders in dem äußerst gründlichen Nachweise, daß nicht der seit den Zeiten Kaiser Justinians mit dem Namen Sinai belegte Berg, sondern derjenige, welcher gegenwärtig Serbal heißt, als der Berg der Geschehung anzusehen ist. Die vertraute Kenntniß der nicht immer sehr unterhaltenden ältesten christlichen Literatur über diese Gegenden ermöglichte Ebers, diese Frage in eindringlicher Weise zu behandeln. Die in diesem Buche außerdem niedergelegten Forschungen über diejenigen ägyptischen Ortlichkeiten, an welchen das Volk Israel bei seinem Zuge in die Wüste rastete, haben durch neuere Entdeckung nur ihre Bestätigung, keine wesentliche Aenderung erfahren.

Sogleich nach Abschluß dieses Werkes begab Ebers sich aufs neue nach Aegypten zu einer längeren, der Erforschung des ganzen Niltales gewidmeten Reise. Zu dem wichtigsten, was er heimbrachte, gehört zunächst die von ihm entdeckte Grabinschrift eines ägyptischen Kriegshauptmanns, des Amnemes, in der uns diejer von den Feldzügen Bericht erstattete, auf welchen er mit seinem königlichen Gebieter, Thotmes III, Syrien und die Gegenden am oberen Euphrat durchzog und uns dabei kundthut, wie lange dieser energische und kriegerische Monarch regiert hat. Neben dieser wesentlichen Ergänzung unserer Geschichtskentniß aber gelang es Ebers, einen noch viel kostbareren Schatz zu heben und für die Wissenschaft zu erschließen, mit welchem, so lange es eine ägyptologische Forschung geben, sein Name dauernd verbunden bleiben wird. Es ist das der „Papyros Ebers“. Von allen in den ägyptischen Museen bewahrten Papyrosrollen darf hinsichtlich der vollkommenen Erhaltung und der eleganten Schönheit der Schriftzüge, aber auch in Bezug auf die bisher unerreichte musterhafte Veröffentlichung, sich dieser keine ebenbürtig an die Seite stellen. Erst theilweise sind die Vereicherungen, welche der ägyptischen Sprachkunde aus ihr erwachsen, ausgebeutet, und dabei doch schon mehrere grammatische Gezege und Worterklärungen mit ihrer Hilfe erschlossen worden. Die höchste und nachhaltigste Förderung unseres Wissens aber, welche wir dem „Papyros Ebers“ verdanken, liegt jedenfalls in seinem Inhalt; seine Eigenschaft als ältestes Handbuch der Arzneimittellehre, als die älteste Schilderung menschlicher Krankheiten wird es voraussichtlich immer erheischen, daß jede Geschichte der Medizin mit ihm als mit ihrer ehrwürdigsten Urkunde zu beginnen hat.

Von den übrigen wissenschaftlichen Arbeiten Ebers will ich hier nur noch seiner Darstellung der ägyptischen Schrift und ihrer Entzifferung, seiner Vetheiligung an Niehm's „Handwörterbuch des biblischen Alterthums“ und dem Handbuche für Aegypten Erwähnung thun, da der mir zugemessene Raum zu einer allseitigen Besprechung seiner ägyptologischen Thätigkeit nicht reichen würde.“

Unterdesen war Ebers im Jahre 1870 einem Aufe nach Leipzig gefolgt, wo er seine gelehrte Thätigkeit mit gleicher Energie fortsetzte. Da traf ihn um Ostern 1876 ein harter Schlag. Eine Erkältung, die er sich auf einer Reise zugezogen hatte, rief sein altes Uebel wieder wach und warf ihn wieder auf das Krankenlager. Aber dieser Geist ist Herr über seinen Körper. Gerade in dieser Zeit entstanden jene beiden Dichtungen, die allein schon hingereicht hätten, seinem Namen europäische

Verähnlichkeit zu verleihen: Uarda und Homo sum. Es ist, als ob Krankheit Ebers nicht schwächt, sondern nur vertieft und bereichert.

Bei beiden Erzählungen fällt zunächst in die Augen, daß der Dichter die Zeit, die er schildert, jetzt ganz beherrscht und mit dem Material des Gelehrten frei schaltet und waltet. Das Archäologische ist nun, zumal in Homo sum, ganz abgestreift, wir stehen dem Reimnenschlichen im historischen Gewande gegenüber. Pentaur und Bent Anat sind Ägypter, Paulus ist ein Alexandriener, Sirona eine Gallierin, aber sie alle sind vor allem Menschen, und das Schwergewicht liegt nicht auf ihrer Landsmannschaft, nicht in der Zeit, in welcher sie auftreten, sondern in ihnen selbst, in ihrem Charakter, ihrer seelischen Eigenart. Spielten diese Erzählungen nicht in Ägypten oder auf der Sinaihalbinsel, sondern etwa am Rhein — sie wären uns genau so — sie wären nicht wenigen noch mehr willkommen. Diese Dichtungen spielen nicht in der Vergangenheit und in der Ferne, weil der Schriftsteller uns diese vorkommen wollte, sie sind vielmehr in dieselben verlegt, weil die Phantasie des Dichters — der zufällig auch ein Gelehrter ist — sich mit Vorliebe mit jenem fernen Lande und jener weit zurückliegenden Vergangenheit beschäftigt.

Dieser Umstand würde meiner Auffassung nach schon allein genügen, um den historischen Charakter derselben vollständig zu rechtfertigen; es kommt aber noch hinzu, daß Ebers Stoffe gewählt hat, welche die sie beherrschenden Ideen eben in jener Zeit am allerwollsten zum Austrag brachten. Das gilt von der Uarda vielleicht nicht ganz, denn man kann vielleicht annehmen, daß sich die Idee der Priesterherrschaft in ihrer edelsten Gestalt in der Zeit der großen Päpste des Mittelalters noch reiner ausgeprägt und den Konflikt zwischen der menschenverachtenden Priesterweisheit und der Wahrheitsliebe des edel gearteten Einzelnen noch energischer zum Austrag gebracht hat — das gilt jedenfalls aber ganz und voll von homo sum, denn nie ist der Versuch, noch als Mensch den Menschen abzustreifen, wieder so energisch gemacht worden, wie in der Zeit der ersten Anachoreten. Sind so schon die gewählten Stoffe im höchsten Grade

interessant, werden Fragen behandelt, die so alt sind als die Menschheit und die so lange leben werden wie die Menschheit, so ist auch die Art, wie sie behandelt werden, höchsten Lobes werth. Ein edler, durch und durch humaner Geist hat sich an ihre Darstellung gemacht, und Gerechtigkeit und Maß führen die Feder. Da wird auch das Fremdartige vertraut, und das Abschreckende erscheint begreiflich. Alles erscheint im Lichte jener Milde, welche die Kenntniß des Menschenherzens verleiht, und zu der angeborenen tritt die erkämpfte Menschenliebe.

Ich habe es schon einmal an dieser Stelle gesagt und ich muß es wiederholen: die Eberschen Dichtungen sind keine Leihbibliothekenromane, die man in faulen Ruhestunden durchblättern kann und mit denen man fertig ist, wenn man sie durchblättert hat. Sie bieten ja um ihrer reichen Handlung willen und wegen der fremdartigen Welt, in der sie spielen, auch solchen Lesern ein gewisses Interesse, sie bieten aber mehr als das, viel mehr. Wie sie das Werk sorgfältigster, überlegtester Arbeit eines Mannes sind, der kein Buch in die Welt zu schicken braucht, wenn er nicht selbst mit ihm zufrieden ist, so wollen sie auch mit Verständnis und liebevollem Verweilen gelesen sein. Wer an sie mit der Voraussetzung herantritt, daß der Dichter z. B. Sittlichkeit und Religion mit dem Pinsel des Stubenmalers auf die Leinwand geklebt hat, der wird von ihnen bei Ebers nichts wahrnehmen, aber nicht, weil sie nicht vorhanden sind, sondern weil er blind ist. Und doch ist auf dem höchsten Vorzuge einer, daß die Ebersche Dichtung auf dem Boden eines kerngehenden sittlichen Gefühls und einer tiefinnerlichen Frömmigkeit ruht, einer Frömmigkeit, die sich nirgend vordrängt, die aber den fatten Untergrund abgibt für alle die Farbenpracht, die uns fesselt und entzückt.

Möchte Ebers uns bald wieder mit einer neuen Dichtung beschenken, möchten doch auch die Tage der Gesundheit, denen er ja — Gott sei Dank dafür — nun entgegen geht, nicht nur der Gelehrsamkeit gehören. Ihm ward ja eine Arbeitskraft verliehen, die das eine thun kann, ohne darum das andere zu lassen. Theodor Hermann Pantenius.

Am Familientische.

Paulus und Sirona.

(Zu dem Bilde auf Seite 381.)

Unser Bild stellt den Augenblick dar, in dem Paulus durch das Bündel aufmerksam gemacht, die den Nachstellungen ihres Gatten entflohene Sirona findet. „Sie stand, heißt es, dicht an dem Rande eines sich jäb und hoch aus der Tiefe erhebenden Abhanges und bot einen seltsamen, Entsetzen erregenden Anblick. Ihr langes goldenes Haar hatte sich vermischt und walle halb geflochten, halb aufgelöst über ihre Brust und Schulter hernieder. Nur mit einem Fuße stand sie auf der Felsenplatte, der andere, an dem eine feine von dem scharfen Gestein zerrissene Sandale hing, schwebte in der freien Luft über dem Abhange. Bekanntlich gelang es Paulus, die Unglückliche davon zu überzeugen, daß er nicht zu ihren Verfolgern gehört, und sie zu retten. Wie ein Mädchen, dem sein Vogel aus dem Käfig geflogen und das sich ihm, um ihn wieder einzufangen, mit zöger Behutsamkeit nähert, war Paulus während seiner Rede auf Sirona zugegangen, hatte ihr die Rechte entgegengestreckt, sie, sobald er ihre Hand in der seinen fühlte, behutsam aus ihrer furchtbaren Lage errettet und auf den sichtbaren Boden der Hochfläche gezogen.“

Der moderne Aberglaube.

Es ist ein wunderbar Ding um den Aberglauben! Niemand erkennt ihn an, jeder verleugnet ihn — mehr noch — jeder verhört ihn, und doch sitzt er in aller Brust, und wir können ihn so wenig ganz los werden wie unseren Schatten. Bei dem religiösen und von der Vernunft beherrschten Menschen macht er sich nur geltend wie eine kleine Schwäche nach fast ganz überwundener Krankheit, während er bei dem der Religion und der Vernunft entbehrenden sein ganzes Wesen beherrscht. Da werden dann die wüsten Gezehe der Kinder- und Dienstbotensube zu einem religiösen Kanon, dessen Bestimmungen so sorgfältig beobachtet werden, wie nur je der fromme Jude die Bestimmungen des Gezehes einhielt. Ich kenne den gebildeten Bevölkerungsschichten angehörende Personen, von denen dieser Satz buchstäblich gilt, Personen, die um keinen Preis am Montag eine Reise antreten würden; die der Meinung sind, daß, wenn sie jemand das Salzfah reich werden wollten, sie sich mit ihm überwerfen würden; die nicht dulden können, daß 13 Personen bei Tische sitzen, weil sie der festen Überzeugung sind, daß einer der Anwesenden sterben müsse. Zu der Praxis heiden sich diese düstern Vorstellungen in der Regel in das Gewand des Scherzes oder der zartfühlenden Rücksichtnahme auf etwaigen Aberglauben des Nächsten, in Wahrheit sind sie aber eben Ausgebirgen einer schmachvollen Verweichlichung einer angeborenen Schwäche.

Wenn nun aber selbst gebildete Personen sich nicht ganz davon losmachen können, einen Zusammenhang von Ursache und Wirkung auch da anzunehmen, wo die Vernunft von einer solchen nichts weiß, was sollen wir da erst von den Hohen und geistig Ungeheilten erwarten? So treibt denn auch wirklich rings um uns her der Aberglaube kein müdes Wesen, und selbst wer wie ich auf das strenge darauf hält, daß derselbe aus seiner Familie, seinem Hause verbannt bleibe, muß z. B. erleben, daß er in dem Rücken seines Kindes die eingeknetet findet, weil die Kinderumhülle der Meinung ist, daß dieses unschuldige Gewächs wesentlich dazu beitrage, das Kind vor den Folgen etwaigen Lobes (des sogenannten „Beschreitens“) zu schützen.

So lange der Aberglaube sich noch auf diesem Gebiete bewegt, ist er mehr verächtlich als verderblich, anders aber wird es, wenn er auf Gebieten hervortritt, in denen die Dummheit oder die Leidenschaft ihm die Hand zu verhängnisvollem Bunde reichen. Was er hier anrichtet, davon berichtet uns eine hochinteressante Brochüre des berühmten Gelehrten, Dr. W. Mannhardt in Danzig: „Die praktischen Folgen des Aberglaubens“ Berlin, Karl Habel, 1878. Deutsche Zeit- und Streitfragen 97—98, die wir unseren Lesern warm empfehlen.

Der Verfasser behandelt das Thema nicht theoretisch, sondern ganz praktisch. Er führt uns in die Hütte des Armen, in die Kammer des Landraths, in den Saal der Geschworenen und macht uns mit lauter Fällen bekannt, die sich in der jüngsten Zeit ereignet haben. Er berücksichtigt vorzugsweise die Provinz Preußen, aber er verjäumt es nicht, auch Analogien aus andern deutschen Gauen herbeizuziehen.

Und was für Vorgänge lernen wir da kennen! Zunächst von Einfall. Da verurtheilt das Kriminalgericht zu Danzig die Arbeiterfrau Groß, weil sie unter dem Vorgeben, mit Hilfe einer Gräfin, welche die fünf Bücher Moses auswendig wisse, verschiedenen Arbeiterinnen die untern gewordenen Bräutlinge wieder zu schaffen, dieselben um verhältnismäßig bedeutende Geldsummen geprellt habe; da klopft ein in weiße Laten gehüllter Knecht an die Fenster der Wittve eines Aufmannes und verlangt und erhält als heiliger Petrus 50 Thaler Lösegeld für die Seele ihres in der Hölle schmachtenden Mannes; da prellen russische Bärenführer die liebe Einfalt um ihre spärliche Gabe, weil von ihnen das Gerücht geht, daß sie behexte Ställe wieder zauberfrei machen können.

Aber die abergläubische Thorheit leidet nicht nur, sie handelt auch. Zu Kottalin im Kreise Lauenburg stirbt am 5. Februar 1870 ein Gutsbesitzer, dem am 28. ein Sohn in den Tod folgt, während mehrere Verwandte erkranken. Da verbreitet sich das Gerücht, der Verstorbene

sei ein „Gierhals“, ein Sanyr, d. h. er gehe um und fange den Ueberlebenden das Blut aus. Um nun diese zu retten, gräbt der Sohn das Grab des Vaters auf, sticht der Leiche mit dem Spaten den Kopf ab und fängt in einem weissen Tuche die Verwesungsreste auf, um sie in den Tranf der Erkrankten zu schütten.

Auch zu andern Zwecken werden die Gräber gehändelt. Weit verbreitet ist die Vorstellung, daß wenn man Theile einer Leiche in Verbindung mit einer lebenden Person legt, diese in derselben Zeit und in demselben Grade dahin siche, wie der Tode verweie. Eine Frau in Puzig, die von ihrem Liebhaber verlassen ist, kräbt in Folge dieser Vorstellung im Mai 1875 das Grab ihres und ihres Kindes auf und schneidet der kleinen Leiche die Finger der linken Hand ab — damit auch die Hand des Mannes verdorrt.

Aber nicht nur der Tode wird das Opfer des Aberglaubens, sondern auch der Lebende. Wehe der Unglücklichen, die für eine Hexe gilt. Im besten Fall wird sie nur so lange geschlagen, bis ihr Blut fließt, damit man es dem Belegten eingeben kann, im schlimmsten wird sie entsehtlich mißhandelt, ja geradezu gequält. Im Januar 1874 schlugen ein Landeshullehrer und seine Frau im Kreise Straßburg die eigene Tante mit der Feuerzange, bis Blut floß, mit welchem sie ihr vermeintlich von ihr behetztes Kind befruchtete. Im Juli 1865 wurde in der Nähe von Marienburg eine brave alte Frau von einem Maurer-geßellen zu Tode geprägelt, weil sie sein Kind behetzt haben sollte. Die entsehtliche Geschichte von der Hexe von Hela mögen die Leser in dem Büchlein selbst aufsuchen.

Nicht nur die Hexe erliegt dem Aberglauben, der vermeintlich Belegte ist der gleichen Gefahr ausgesetzt. Im Kreise Witom erklärte im Jahre 1873 eine Frau, den Teufel in sich zu haben. Die Schwiegermutter bittet nun die Nachbarn, mit ihr gegen den Teufel zu beten. Während frommer Gesänge wirft sie sich aber auf die Schwiegermutter und erwürgt sie, worauf sie den Verammelten voll Freude erklärt, daß der Teufel nun die Alte verlassen habe. Da ruft plötzlich die Tochter aus, daß der Teufel nun in sie gefahren sei, und wird nun ebenfalls von der Mutter erwürgt. Gegen Morgen glaubt auch der Mann den Teufel in sich zu fähren. Da fallen die Verammelten über ihn her und mißhandeln ihn in so entsehtlicher Weise, daß nur das Einschreiten des Ortsvorstehers ihn vor dem sicheren Tode retten kann.

Man glaube ja nicht, daß dergleichen eben nur von rohen Bauern geübt wurde. Volkslehrer beider Konfessionen lassen sich ähnlich zu Schulden kommen und selbst einige katholische Geistliche*) begehren in jählich vorhandener Interesse ihrer Konfession münther einen Aberglauben, vor dessen Auswüchsen sie sich dann freilich schauernd abwenden. Man sieht, wie ein reiches Feld sich hier noch der inneren Mission und der christlichen Schule öffnet, denn der Aberglaube wird nicht durch das formelle Wissen erfolgreich bekämpft, sondern nur durch den Glauben. Herr Dr. Mannhardt aber gebührt der aufrichtigste Dank aller derjenigen, welche es ehrlich meinen mit unserer Welt und diejenigen zu schätzen wissen, welche sich nicht scheuen, auf vorhandene Mißstände so schonungslos hinzuweisen. Th. v. P.

*) Die Annahme des Herrn Dr. Mannhardt, daß Herr Riborski der Verfasser unseres Artikels über Dietrichswalde sei, ist, wie wir hier beiläufig bemerken, eine irrige. D. R.

Die Schreibmaschine.

Die kürzlich in der Dabeimbeilage beiläufig gebrachte Notiz über diese neue amerikanische Erfindung des Obersten Remington, dem Erfinder des nach ihm genannten Gewehrs, hat so vielerlei Anfragen veranlaßt, daß wir gern in Nachstehendem eine kurze Beschreibung des Apparates nebst Abbildung desselben geben, welche wohl genügen wird, dem Leser ein Bild des interessanten Mechanismus zu geben.

Die Maschine schreibt nur mit großen Buchstaben und besteht für unser Alphabet aus einer Klaviatur von 41 Tasten, auf deren jeder einer der Buchstaben, ferner die Zahlen von 2—9 (1 und 0 werden durch l und o vertreten), sowie die einzelnen Interpunktionszeichen angegeben sind. Die Buchstaben sind nicht nach der Reihenfolge des Alphabets, sondern nach der größeren oder geringeren Häufigkeit ihres Gebrauchs geordnet, ähnlich wie die einzelnen Fächer in den Scherfassen. Außerdem ist in der Klaviatur ein flaches hölzernes Lineal angebracht, auf welches man zu drücken hat, wenn man den Zwischenraum zwischen zwei Worten herstellen will. Jede Taste regiert im Innern des Apparates einen Stempel, welcher den entsprechenden Buchstaben in erhöhter Arbeit trägt.

Durch das Niederdrücken der Taste drückt sich der Stempel (wie es die Dämmerchen im Innern eines Klaviers gegen die Saiten thun) gegen ein mit einer bestimmten Linie getränktes Band, preßt dasselbe an der betreffenden Stelle gegen ein Blatt Papier und drückt auf dieses seinen Buchstaben ab. Das Papier, auf welches in dieser Weise geschrieben oder eigentlich gedruckt wird, wird an einem Cylindere am oberen Theile der Maschine befestigt, welcher auf einem von einer Feder regierten „Wagen“ (nach Art der Druckpressen) aufgestellt ist, er wird durch einen Block festgehalten, der in ein an seiner Außenseite angebrachtes Zahnrad greift. Im Augenblicke nun, wo man eine Taste niederdrückt und sich der entsprechende Buchstabenstempel in die Höhe hebt und auf dem Papiere abdrückt, löst sich die Hemmung des Zahnrades, und der Wagen, von der Feder getrieben, rückt das Papier um die Breite eines Buchstabens weiter, so daß der nächste Buchstabe Platz für sich findet. Auf diese Weise rückt das Papier von rechts nach links und bedeckt sich mit Buchstaben; bis es am Ende angekommen, d. h. bis eine Zeile gefüllt ist. In diesem Augenblicke ertönt ein Gloden-

zeichen, der Schreibende drückt einen an der äußeren rechten Seite des Apparates angebrachten Hebel nieder und bringt durch diese einfache Bewegung den Cylindere wieder an seine erste Stelle, wobei derselbe aber infolge einer äußerst feinen Borrichtung zu gleicher Zeit um so weit seine Stellung ändert, als die Höhe einer Zeile beträgt.

Auch das Band, welches die Farbe für die Schrift liefert, ist während dieser Zeit in beständiger Bewegung. Es rollt sich von rechts nach links und von links nach rechts fortwährend auf und ab, so daß niemals zwei auf einander folgende Buchstaben dieselbe Stelle treffen können. Es ist nicht weniger als zehn Meter lang, thut lange Zeit seine Dienste und läßt sich, wenn es endlich abgenutzt ist, sehr leicht ersehen. Die Breite des Papiers darf natürlich diejenige des Cylinders nicht überschreiten, an welchen es befestigt ist. Dagegen darf es schmaler sein, so daß man eine Postkarte oder einen Briefumschlag sehr leicht mit der Maschine beschreiben kann, da ein beweglicher Metallstift vorhanden ist, der das Papier festhält. Ebenso ist die Länge selbstverständlich unbeschränkt.



Die Schreibmaschine.

Der Apparat schreibt mit Kopirtinte, so daß man die darauf angefertigten Schriftstücke auf jeder Kopirtinte noch einmal abdrucken kann. Läßt man aber besonders präpariertes Papier, welches überall zu haben ist, zugleich mit dem gewöhnlichen Papier durch die Maschine laufen, so erhält man auf einmal mehrere Abdrücke, welche selbstverständlich aufs Haar übereinstimmen.

Die Erlernung des Schreibens mit der Maschine erfordert durchaus keine lange Lehrzeit. Einige Tage sollen genügen, um sich mit der Stellung der Buchstaben in der Klaviatur vertraut zu machen und eine weitere Zeit von etwa vierzehn Tagen, um mit der Maschine ebenso schnell schreiben zu lernen, als man es gewöhnlich mit der Feder thut. Die Laelle, der wir bei dieser Darstellung folgen, versichert sogar, daß eine geschickte und geübte Person es bis zu einer doppelten so großen Geschwindigkeit bringen würde, denn es ist möglich, mit der Maschine mehr als 90 Worte in der Minute zu schreiben, während sich jeder überzeugen könne, daß man in derselben Zeit mit der Feder kaum mehr als vierzig lesbar zu Stande brächte.

Wir gestehen, daß wir die Mittheilung von dieser Erfindung mit einigem Zweifel aufgenommen haben würden, wenn uns nicht ein acht Seiten langer Brief von einer englischen Dame vorläge, welcher mit der Maschine geschrieben ist. Durch diese Thatfache ist für uns jeder Zweifel ausgeschlossen. Die Dame theilt uns darin ebenfalls mit, daß sie bereits mit der Maschine ebenso schnell, wenn nicht schneller schrieb als früher mit der Feder. Dieser Fall war uns zugleich der unwiderlegbarste Beweis für den Nutzen der Erfindung, denn ein so freudiges Ereigniß das Eintreffen einer Nachricht von ihr in dem betreffenden Kreise auch von jeder war, so schwierig und stellenweise unmöglich war die Entzifferung der im höchsten Grade unleserlichen Schrift. Und nun kommt eine acht Klavieren lange Mittheilung aus sauberster Druckschrift hergestellt, die sich ebenso bequem liest wie der Artikel einer Zeitung. — Von ungleich größerem Vortheile aber würde die Erfindung für am Schreibkrampf Leidende oder solche werden, welche den rechten Arm eingebüßt haben; endlich für Blinde, welche vermöge ihres vortheilhaften Ortsgedächtnisses sicher sehr schnell die Stelle der einzelnen Tasten merken würden. Kostet also der Apparat nicht eine gar zu große Summe, worüber uns zur Zeit noch keine Nachrichten vorliegen, so laßt ihn sicher eine große Zukunft prophezeit werden. M. P.

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortsetz.) Distor. Roman von Theodor Fontane. — Eine Audienz bei Bismarck. Von Professor Karl Witte. — Die Schüßlinge. Eine Episode aus Nietzschels Jugendleben. I. Von M. von Meidenbach. — Der Dichter des Homo sum. Von Theodor Hermann Pantenius. Mit Übers. Bildnis. — Am Familientische: Paulus und Sirona. Zu dem Bilde von Knadsch. — Der moderne Aberglaube. — Die Schreibmaschine. Mit Illustration.

Seite des
einfache
derielbe
Zeit am
iefert, ist
von rechts
b, so daß
lle treffen
ange Zeit
sehr leicht
ders nicht
schmäler
eher leicht
stift vor-
verständ-

rauf an-
drüden
überall
Maschine
e selbst-

t durch-
sch mit
ben und
Maschine
mit der
cu, ver-
zu einer
möglich,
hreiben,
Zeit mit

ung mit
in acht
ber mit
s jeder
it, daß
schriebe
müde-
eudiges
essen
ich war
nd nun
Druck
l einer
ung für
n Arm
s vor-
zeln
große
nen, so
s.

hedor
Witte.
l. Von
hedor
stische:
oderne



Dahheim.

Deutsche Hausfrau des XVI. Jahrhunderts.

Die deutsche Hausfrau im sechzehnten Jahrhundert.

Zu unserem Umschlagbilde.

Der Frühling, dessen Raufen der energische Schlag der „wittenberger Nachtigall“ den deutschen Landen so verheißungsvoll verkündet hatte, war nicht allein für politische und kirchliche Freiheit angebrochen, auch in das absterbende Volksgefühl hatte er frischen Saft getrieben, Sitte und Artung getränkt und gestärkt, besonders aber auch das Familienleben im deutschen Hause durch den frisch belebenden herzlichen Athem einer gemüthvollen Innerlichkeit zu neuem Leben erweckt. Ja, man könnte behaupten, daß ein eigentliches deutsches Familienleben erst seit der Reformation besteht, deren Hauptaufgabe es war, das Sittengesetz in seiner Einfachheit und unbedingten Geltung zu sichern und zu befestigen. Und so ist denn auch die deutsche Hausfrau, der Mittelpunkt des Hauses und der Familie, eine Schöpfung der großen Bewegung, welche überall dem sittlichen Gehalt zur Durchbrechung und Sprengung der dogmatischen Hüllen verhalf. Besonders war es die Aufhebung des Eheverbots der Geistlichen, der feierliche Widerruf der Entwürdigung des Weibes, die Heiligung und Weihe der Ehe, welche der deutschen Frau die durch uraltermanische Anschauung ihr beigelegte Werthschätzung und Verehrung aufs neue aneignete.

Es wird sich immerhin verlohnen, das deutsche Familienleben damaliger Zeit von seinem Mittelpunkte, der deutschen Hausfrau aus, einer kurzen Betrachtung zu würdigen. Zuvörderst wird es nicht ohne Interesse sein, einen zeitgenössischen Schriftsteller über das Freie zu hören. Albrecht von Eybe in seinem „Ehestandsbuch“ meldet: „Ich hab' wohl gesehen, daß oft ein Schatz abläßt hundert Feil' von dem Vogen, ehe er das Ziel mag treffen: so kommt oft ein Glück, daß im ersten Schuß der Schatz trifft das Blatt; also geschieht auch mit den Frauen. Sie wollen hundertmal gebeten und gemüthigt sein. So kommt oft ein Glück, daß die Frau in einem Tag gibt und gewährt, was sie einen ganzen Monat hat verjagt und abgeklärt. Solche Worte und Gedanken soll sich ein feiner Mann nicht übergehen und nahen lassen. Eine Frau soll ihre Müdigkeit nicht in dem Lassen erkennen, daß sie den hübschen und gebieterischen Worten und den Zähren des Mannes Glauben gebe und soll nicht erhdren was da unziemlich ist zu bitten und zu gewähren. Eine Frau, die ihre Liebe im Anfang dem Manne nicht versprechen will und schwer macht, sobald sie die Liebe hat zugesagt und in ihr Herz genommen, so ist die Liebe der Frauen fester und inbrünstiger und überwindet den Mann in ihrer Gewalt.“ Hat das Bräutchen es aber nun nach dieser Anleitung dem zukünftigen Gesspons „schwer genug gemacht“ und endlich mit Ja und Neß ihm Treue gelobt, dann beginnt die köstliche Zeit des Brautlandes, während dessen in der Wohnstube des Hauses der Brauteltern ein Götchen für das Paar hergerichtet ist, wo sie an einem besonderen Tische, durch eine spanische Wand von den übrigen Hausgenossen getrennt, welche einschließlich der Mägde, Gesellen, Lehrjungen u. s. w. alle in dem einen Raume sich aufhalten und hantiren, ungehört lesen und schwagen können.

Die Beschaffung eines bürgerlichen Haushathes war schon damals keine Kleinigkeit, und die Tradition von der Bedürftigkeit und Einfachheit unsrer Altvordern wird zur Mythe, wenn wir in einem Gedichte von Hans Sachs, „bey dreyhundert Stücken, so ungefehrlich in ein jedes Haus gehört“ verzeichnet finden. Der treuherrliche alte Meister schließt sein gereimtes Inventarium mit den Worten

Den Dankroth hab' ich fürgehilt,
Zur Warnung allen jungen Leuten,
Zu Treuen damit zu bedeuten,
Daz man fürchtlich haushalten soll,
Den Unsoß vorher bedente wohl,
Daz keine Nachreß draus erwach!

Die Hochzeit des jungen Paares war einige der wenigen Gelegenheiten, wo Personen beiderlei Geschlechts zusammentamen. „Es wurde in wohlhabenden Bürgerfamilien gewöhnlich der ganze Rath, die Kaufmannschaft oder die Zunftgenossen geladen, wenn z. B. ein Schuster oder Schneider eine Magd aus einem vornehmen Hause heirathete. Doch hatten die Herren besondere Tische und die Frauen besondere, und sie sprachen sich nicht, als bis der Tanz anging.“ (B. v. Stetten, Erläuterungen der Vorstellungen aus der Geschichte Augsburgs.)

Der Eheherr begrüßt am andern Morgen mit herzlichem Kusse sein „liebes Weib“. „Wer deutsch kann“, schreibt Luther, „der weiß wohl, welsch ein herzlich sein Wort es ist, „lieb“! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann. Ich weiß nit, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugiam in lateinischer oder in andern Sprachen reden möge, das also Klinge und bringe ins Herz durch alle Sinne, wie es thut in unsrer herrlichen Sprache.“ Die Wäde der jungen Gatten begegnen sich klar, innig und fest und bekunden das Glück, welches in das junge Haus gezogen ist.

Die junge Hausfrau gehört zu den im sechzehnten Jahrhundert wenn auch nicht grade sehr zahlreich, doch in guten und wohlhabenden Bürger- und in Adelsfamilien oft genug vorkommenden weiblichen Wesen, welche wie Charitas Wittweimer, die Schwester des gelehrten Fremdes von Ulrich von Hutten, wie Konstanze Bentinger, die Augsburgische Patriziertochter, welche den Dichterkranz flocht, den Kaiser Max auf Huttens Stirn drückte, wie Argula von Grumbach, Luthers eifrige Freundin und Helferin am großen Werke der Reformation, dem wiedererwachten Studium des Alterthums, der Sprache Ciceros und Virgils, aber auch besonders italienischer Literatur ein reges Interesse widmeten. Der feine Duft einer geistigen Bildung durchwehte das Haus der Neuwermählten. Deshalb war Schlemmerei und Völlerei dort verbannt, obwohl, wie Sebastian Münster uns berichtet, „das wohlhabende, wohllebende, prächtige, in Wandel und Worten prängische Volk köstlich und verschwenderisch in Essen und Trinken waren.“

Sie hält sich zwar Affen und Frauen im Hause, aber nur weil sie schon als Mädchen im Elternhause an dem „fremden Gethier“ Gefallen gefunden hatte. Sie kleidete sich prächtig und artig und gar nicht feiß. Man brauchte damals schon Sammet und Seide, Schmuß und Edelsteine, besonders schwere goldene Ketten, mit denen auch die Herren prunkten. Die größte Pracht aber war im Winter Pelzwerk, vornehmlich Marderpelze, die nicht jeder tragen durfte. Wer sich über die fortwährend wechselnden weiblichen Kleidertrachten des sechzehnten Jahrhunderts näherer Kenntniße verschaffen will, der muß ein heute sehr selten gewordenes Werk: Matthias und Beit Conrad Schwarz, Kleidertrachten, zur Hand nehmen. Ganz besonders geeignet sind, nicht bloß zum Studium des Kostüms und der Hauseinrichtung damaliger Zeit, sondern zum Studium deutscher Sitte und deutschen Gemüthslebens die Rabirungen und Holzschnitte von Martin Schön und Albrecht Dürer und Hans Holbein, welche Szenen aus der Kindheit des Heilands darstellen. Die Gottesgebärerin wird bei ihnen eine schlichte deutsche Hausfrau, die sich in einem Wohnzimmer, in dem Hofraume oder in einer Landschaft recht behaglich gefallen läßt. Reizvolle naive Züge echt deutscher Gemüthlichkeit, die das Herz erfreuen, finden sich auf allen diesen Werken, die die ganze äußere Physiognomie ihrer Zeit sehr trenn wiedergeben, in sehr großer Zahl.

Wir erinnern aus Dürers „Leben der Maria“ nur an das Blatt, welches die Geburt der Madonna abbildet. Eine Wohnstube in Nürnberg aus dem sechzehnten Jahrhundert ist dargestellt. Im Hintergrunde sieht man durch die zurückgeschlagenen Vorhänge des Bettes Marias Mutter, Anna, welcher eine Frau eine stärkende Suppe bringt, während ein Mädchen einen erfrischenden Trank bereitet. Die Wärterin, von Müdigkeit übermannt, ist in ihrem Sessel eingeschlafen und lehnt den Kopf auf das Bett. Im Vordergrunde sind einige Matronen beschäftigt das Kind zu baden. Eine von ihnen thut einen herzerquickenden Schluß aus einem Rintruge. Das Ganze wäre ein vollständiges Genrebild, wenn nicht in der Luft auf Wolken ein Engel mit einem Weihrauchfasse herbeischwebte. Wie gesagt, man kann nichts Krügeres und Liebenswürdigeres sehen, das gleichzeitig für das häusliche Leben des Reformationszeitalters so belehrend wäre, wie die einschlagigen Werte der genannten drei Künstler.

Um auf die Trachten wieder zurückzukommen, so finden wir bei Klossius von Drelli, daß zu seiner Zeit (1540) die „großen runden Wälsten oder dergleichen eiserne Ringe unter den Rücken, durch welche sie von den Venen herunter eine zirselförmige Gestalt bekamen“ verschwanden. „Jetzt“, schreibt er in seiner Lebensgeschichte, „gehen sie wieder schlank, wie die Natur sie geschaffen hat. Umgeheure

Keruel, welche zuweilen dicker waren als die Frauen selbst, die sie den Männern nachmachten, waren verboten". Und weiter erzählt unser Gewährsmann: „die Frauenzimmer lieben reiche und sammetene Kleider und Juwelen; da aber die Anlässe sie zu brauchen, selten kommen, so hält ein solches Staatskleid oft die Tochter und Großtochter aus. Zum Weiberstaat gehören aber auch schwere, goldene Ketten, die um den Hals, und andre, die um den Leib wie ein Gurt getragen werden. Bei den Reichsten sind sie mit Berlin (Perlen) und Edelstein besetzt. Zum täglichen Gebrauch sind die Ketten von Silber und daran hängt ein Bund Schlüssel bei der Hausfrau, bei den Töchtern eine Schere. Die Finger der linken Hand sind alle, von denen der rechte wenigstens drei mit Ringen besetzt, die meisten mit Edelsteinen besetzt, und immer einer, worauf das Wappen des Mannes oder der Frau gestochen ist. Juwelen und Staatskleider, welche von den Voretern herkommen, werden, als Zeichen dauernden Wohlstandes in der Familie, höher gehalten, als neu angeschaffte.“

Dass diese Schilderung sich nur auf die reichen und wohlhabenden Haushaltungen bezieht, versteht sich von selbst, die gewöhnliche Bürgerfrau trägt sich sehr einfach, in der Regel in schwarzen Stoffen. Abweichend von den überlichen Ausschreitungen in den Moden des fünfzehnten Jahrhunderts wurden im sechzehnten fast nur hoch hinaufgehende Kleider getragen.

Interessant wird es sein hier wieder zu lesen, was der große Montaigne in seiner italienischen Reise (1580) über die Trachten der deutschen Frauenzimmer, welche er in Baden trifft, berichtet. „Die gewöhnliche Frauenzimmertracht“ schreibt er, „scheint mir dieselbe wie die unsrige (französische) zu sein. Selbst ihr Kopfschmuck, der in einer mit Seide und Pelzwerk ausgeschlagenen Mütze besteht, die hinten und vorn unterm Halse zugebunden wird, ein wenig von der Stirn absteht, und unter welcher die Haare hinten herunter in Locken zusammen gelegt sind, kleidet sie sehr schön. Wenn man ihnen diese Mütze zum Späße abnimmt, worüber sie sich auch nicht eben böse werden, so sieht man sie in blohem Kopf. Man küßt ihnen beim Gehen die Hand. Wenn man sie im Vorübergehen begrüßt, so rühren sie sich nicht, sondern stehen unbeweglich. Wenigstens machen es die meisten so. Es muß dies wohl eine sehr alte Gewohnheit sein, die sich bei ihnen erhalten hat.“

Sehr beliebt waren im sechzehnten Jahrhundert die Wohlgerüche, welche in Kleiderkränzen und Bäckelchen eine sehr große Rolle spielten. Unsere jungvermählte Frau hat jedenfalls zwischen ihren Handschuhen, Kleidern und ihrer Wäsche „Byamindöpfe“, welche aus Rosenblättern, Maiviolten, Burretschblümlin, Sandel, Weilenzwurzel und Citronenschalen gefertigt zu werden pflegen und „wohlriechende Säcklin von Seidenzeug mit Pulver gefüllt“, aus dem die Byamindöpfe hergerichtet werden, in großer Zahl liegen. „Welche wohlriechende Seife“ darf auf dem Waschtische nicht fehlen und „Rauchlignin“ auf den Ofen oder auf glühende Kohlen zu werfen gehören in jedes anständige Bürgerhaus. „Ach freue mich, daß ich vor männiglich so wohl rieche, mein Leib, Kleider und Waare einen Geruch über die Gassen von sich geben; das ist mein einziger Lust und Freud.“ Diesen Ausspruch einer vornehmen Dame finden wir in einem Briefe über Petrarca's Trostspiegel vom Jahre 1572. Wer nähere Beleuchtung über dieses Thema sucht, der nehme G. H. Hoff's Unterweisung 2c. von Latwegen u. f. w. Straßburg 1570 zur Hand. Er wird stammen über das Raffinement der guten alten Zeit in dieser Materie.

Um nun aber Sammt, Seide und Schmuck zur gehörigen Geltung zu bringen, sind Tanzlustverleiten die dazu geschaffenen Gelegenheiten. Unser junger Ehemann ist selbstverständlich sehr geneigt seinem Gespons diese Gelegenheit zu bieten, die, wie Hans Sachs sagt, „der Weiber höchst Ergeben“ ist. „Tanzen ist ein Freud und Kurzweil eines ordentlichen Reichens von Gott verordnet zu seiner Zeit“ sagt Cyriacus Spangenberg in seinem Ehepiegel (1578). „Auf Hochzeiten und ehrlichen Gesellschaften bei der Wiederkauf eines Landesherrn sind solche Tänze in Acht und Ehren mit Wissen und Willen der hohen Obrigkeit nicht wider Gott, wenn sie recht und ehrlich gehalten werden.“ Geputzte Stände, berichtet der mehrerwähnte Stetten, bedienen sich zu solchen Belustigungen des Tanzhauses, eines öffentlichen, auf gemeine Kosten unterhaltenen Gebäudes. Dort wurden auch die sogenannten „Geschlechtertänze“ abgehalten, bei denen sehr oft Kaiser, Könige und Fürsten sich beteiligten. Die Theilnehmer erschienen in der Regel im Maskenkostüme, jedoch ohne verdecktes Gesicht. Die bei solchen Gelegenheiten entfaltete große Pracht schloß selbstverständlich die Beteiligung der mittleren und ärmeren Klassen aus, welche ihre Tanzlust bei Kindtaufen, Namenstagen, Hochzeit und ähnlichen frohen Familienfesten befriedigten. Ueber den Tanz selbst berichtet Montaigne: „Sie nahmen das Frauenzimmer bei der Hand, die sie ihr zugleich küßten, legten sodann ihre Hand auf ihre Schulter, faßten sie um und drückten sie dermaßen an sich, daß die Wangen zusammen kamen. Das Frauenzimmer legt unterdessen ihre Hand auf seine Schulter und in dieser Stellung gehen sie herum. Sie hören alle Augenblicke

wieder auf, führen die Damen auf ihre Sitze, die sie auf einer andern Seite des Saales besonders haben und mit rothem Tuch beschlagen sind, zurück, und nehmen sich dann eine andere. Die Männer haben ihre eigenen Sitze, die ganz von den Frauenzimmern abgefordert sind; denn es scheint, als hätten sie nicht gern viel mit ihnen zu thun.“ Bei eintretenden Theuerungen wurde häufig das öffentliche Tanzen von der Obrigkeit auf ein ganzes Jahr verboten.

Im Winter war es eine fast allgemeine Belustigung der erwachsenen Junggesellen und jungen Ehemänner und Frauen“ zu Nacht „an gähnen Gassen auf kleinen Schlitten zu fahren, welche mit Schellen und kleinen eisernen Ringen behängt, ein lautes Getöse machten, das durch Lachen und Tauschen oft bis zum todbenden Lärm steigt, sonst bis Mitternacht dauerte, nun (1580) aber der Ruhe der Alten wegen bis um 9 Uhr eingeschränkt ist.“

Die Haupt Sorge der Hausfrau ist die Reinlichkeit und Sauberkeit im inneren Hause. Nach dem Morgengebet wurden täglich in allen Häusern die Wohnzimmer, Gänge, Bänke und Türen gesäubert, ebenso das Gerath blank gepulvert. In der Regel lag dieses Geschäft den Mägden ob; in weniger wohlhabenden und armen Familien besorgte dasselbe die Hausfrau selbst. Für den täglichen Gebrauch sind in den Wohnzimmern, längs der Wand und um einen großen Tisch herum, lange Bänke für die Haushaltung hingestellt, wovon die oberste für den Herrn und die Frau vom Hause bestimmt, mit Tuch ausgelegt ist. Kommt Gesellschaft, so werden in den reicheren Häusern hölzerne Stühle hingestellt, deren Sitze mit Sammt beschlagen und mit Franzen verziert sind. Weniger Reiche begnügen sich mit Stühlen, mit Tuch oder Leder ausgelegt, oder mit Polstern darauf, welche die Hausfrau oder die erwachsenen Töchter gepulvert haben.

Die rechte Gelegenheit zur Entfaltung köstlichen Hausrathes bietet die Wochenstube, in der Freundinnen, Bekannte, Nachbarinnen die entfalteten Herrlichkeiten bewundern können. Sind ältere Töchter im Hause, so müssen auch sie in ihren Feiertagskleidern in der Wochenstube erscheinen. Das kleinste Kind liegt in der feinsten Leinwand, in gestickten oder gewirkten Bettluchern, die aber nicht sonderlich geschätzt werden, wenn sie nicht die Mutter selbst verfertigt hat. Sollte nur eine zehnjährige Tochter da sein, so ist sie die Wärterin des Kindes, und sie bildet sich nicht wenig auf dieses Amt ein. Sie zeigt den bewundernden Frauen das köstliche Weißgerath, welches die Mutter gearbeitet hat, und wird dann wohl auch von dieser ermuntert, die Werke ihrer eigenen kleinen Kunstfertigkeit vorzulegen.

Geschicklichkeit in künstlicher Siedereiarbeit zu erlangen, war ein Ehrenpunkt der jungen Mädchen damaliger Zeit. Auch noch als Hausfrauen pflegten sie diese Kunstfertigkeit, in welcher die Frauen in Augsburg, Nürnberg und Ulm nach dem Zeugnisse Drellis „den italienischen Klosterfrauen nicht nachstanden.“ Die Wohlhabenden und Reichen beschränkten sich auf diese weiblichen Handarbeiten und überließen das Spinnen den Mägden, während die einfache Bürgerfrau, zumal wenn sie zahlreiche Familie hatte, selbst oder mit den Mägden zusammen im Wohnzimmer spann.

In gewöhnlichen Bürgerhäusern essen Meister, Kinder und Gesinde zusammen die gleichen Gerichte und aus denselben Schüsseln, aus welchen die Hausfrau jedem seine Portion zutheilt. Zwischen Kindern und Diensthöfen wird kein Unterschied gemacht. So mäßig und eingeschränkt die gewöhnliche Lebensart ist, soviel Aufwand und Uebervuß muß bei Gastgeboten, die allerdings nur bei feierlichen Gelegenheiten stattfinden, entfaltet werden. Wird aller Art und kostbares Geflügel, Fluß- und Seeische, Fische, Fische und Backwerk aller Art muß die Tafel zieren. „Die Speisen sind sämtlich viel stärker als in Welschland gewürzt, so daß ein Wohlgeschmack die Zimmer erfüllt.“

Die Berliner Hochzeitordnung erlaubt wegen Bereitung der Speisen zu besonderen Gastereien um 11 Uhr das Mittagmahl und um 5 Uhr das Nachtmahl. Gewöhnlich aß man des Tages viermal, Morgens um 8 Uhr eine Suppe, um 10 Uhr das Mittagmahl, um 3 Uhr das Abendbrod und um 5 Uhr das Nachtmahl. Spätestens um 8 Uhr ging man zur Ruhe, um am andern Morgen um 5 Uhr aufzustehen.

Das gewöhnliche Essen war einfach: Kraut und Rüben, an den Fasttagen Fische. Die Lebensmittel waren meist sehr wohlfeil; das Malter Korn zu vier Gulden, das Pfund Rindfleisch zu einem Kreuzer war sehr theuer. Eine Gans bezahlte man 1520 mit 9 Pfennigen, ein Schock Eier mit 10 Pfennigen, ein Pfund Kalbfleisch mit 2 Pfennigen, ein Pfund Karpfen mit 6 Pfennigen.

Leinentücher besonders für Kinder, kommen vor Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland nicht vor. Man lag nach zwischen den „Pfüllwen“ und Federbetten. Nur der Luxus kannte Tischtücher; die Strümpfe waren von Leder, Tuch oder Wollzeug und in der Regel mit den Beinkleidern verbunden. Erst im 16. Jahrhundert wurden sie von denselben getrennt. Sie waren ein Fabrikat der Schneider; gestricke Strümpfe kommen zuerst 1560 vor und seidenen

Strümpfe waren, wie uns der alte Troll berichtet, selbst für Königinnen ein sehr großer Luxus.

Ueber die Erziehung der Kinder durch die Mutter berichtet v. Stetten, daß dieselbe in der Hauptsache gut war. Die Kinder wurden zur Gottesfurcht, zu den Wissenschaften und zur Haushaltung angehalten, aber die Verfeinerung der Sitten wurde vernachlässigt. Mädchen hatten ihre Puppenstuben, die oft bis 1000 Gulden und mehr zu stehen kamen, und womit sie sich, bis sie Braute wurden, mit ihren Müttern unterhielten. Es war alles in ihnen enthalten; dagegen lagen die Frauenzimmer wenig und schlecht.

Schließlich seien wir im Dreili: das Frauenzimmer scheint anfänglich sehr verlegen im Umgang; bei näherem Umgang ist es jedoch so unbefangene wie die Männer. Das weibliche Geschlecht lebt ganz für die Haushaltung und für die Erziehung der Kinder, sie verrichten alle weiblichen Arbeiten, besorgen die Küche und verfertigen viel weibliche Kleidungsstücke. Selbst in wohlhabenden Häusern ist sehr selten mehr als eine Magd und die Handwerksfrauen behelfen sich gar wohl ohne dieselbe, leisten wohl noch selbst ihrem Manne Hilfe in seinem Geschäft. So auch die Töchter. Die Frauen des Handwerkers gehen selbst auf den Markt, aus den vornehmen Häusern die Töchter, und die Minderjährigen aus dieser Klasse bringen aus den Landgütern ihrer Eltern in sauberen Körben mit Bändern gezieret, die kleinen Produkte, wie Eier, Baumfrüchte und dergl. zu Markte. Sie finden jederzeit bald Käufer ihrer Waare, den Dienboten wird nur die harte Arbeit überlassen.

Nachdem wir in dem Vorstehenden die Hausfrau in ihrem Wirken und Treiben in und außer dem Hause kennen gelernt haben, sei es uns gestattet, in wenigen Worten sie in ihrem geistigen und sittlichen Wirkungskreise zu schildern.

Die Ehe, welche bis zur Reformation hin nur als eine Vereinigung zweier Liebenden betrachtet worden war, hatte durch die fromme, eheliche Innerlichkeit des protestantischen Bekenntnisses eine hülfliche Weihe erhalten, welche sie als ein Amt von Pflichten und Rechten erscheinen ließ. In dieser Bedeutung wird sie von den hervorragenden Schriftstellern der Zeit aufgefaßt und gewürdigt. Man lese nur Johann Fischarts „Philosophisches Ehezuchtbüchlein“ (1578) und man wird stammen über die Tiefe und Innerlichkeit, in welcher die eheliche Gemeinschaft in diesem wunderbaren Schatzkästlein praktischer Lebensweisheit erfahrt ist. Eine kleine Probe wird unser Urtheil rechtfertigen. Fischart schreibt:

„Die menschliche Amnuth vergleicht sich einer Biene, welche allein nicht leben mag, sondern stirbt, sobald sie allein ist. Darum suchet sie stets eine Gemeinschaft, da sie im gemeinen Werke trage und arbeite, und nicht allein für sich, sondern auch für Andre sorgt. Woraus aber bestehet die ganze Gemeinschaft anders, als aus vielen Geschlechtern und Haushaltungen? Der Geschlechter Anfang aber sind ja die Heirath: deshalb, wer dem Menschen die Ehe entziehet, der tilgt auch die Geschlechter aus. Ja die Stadt, die Gemeinde, das ganze menschliche Geschlecht, alle freundliche Zusammenwohnung, einmüthige Vereinigung, nachbarlichen Willen, väterliche Fürsorge, mütterliche Herzlichkeit, kindliche Amnuth, geschwisterliche Liebe, schwägerliche Verwandtschaft, häusliche Treue, gefellige Kundtschaft, liebliche Einigkeit und das einhellige Regiment dieser Welt. Denn wo ist ein ordentliches Leben ohne die Ehe?“

„Wie die Bienen des Menschen halber geschaffen sind, also der Mann und das Weib gemeiner Gefelligkeit und Erhaltung der Gemeinde halber. Wie die Bienen nicht allein Junge erzeugen, sondern auch die Waben und das Nest, desgleichen auch das Weib bringen, also zielen viel Eheleute nicht allein Kinder, sondern bemühen sich auch etwas Gutes zusammenzutragen, welches der Gemeinde diene. — Wie die jungen Bienen gleich mit an die Gemeinschaft und Welt antreten müssen, also ziehen rechte Eltern gleich ihre Kinder an zu ehrlicher Haushaltung, daß die Gemeinde daraus erbauet werde, wie die Bienen keine faulen Hummeln unter sich leiden, also in einer Haushaltung muß Alles ernst zugehen. Die Frau muß aber gleichsam eine Königin im Innenord ihres Hauses sein, welche mit Anordnung aller Arbeit, Fürsorge, der Speise, der Aussendung des Gefundes an die Arbeit, den Innenforshöfing anmaßt.“

Diese ernste und tiefstittliche Auffassung der Ehe übertrug sich dann aber nothwendigerweise auch auf die Beurtheilung aller Lebensverhältnisse und daher kam es, daß wir unter den Helfern und Förderern des Reformationswerkes so viele deutsche Hausfrauen finden. Wir wollen nur an Anna von Stolsberg, an Argula von Grumbach, an Magdalena Haymer von Regensburg, an Katharine Funtler von Eger und an so viele andre erinnern, welche mit Schrift, Wort und That für die neue Lehre eintraten.

Herzlich und innig spricht sich das Bekenntniß der neuen Lehre in einem Briefe aus, welchen eine Nürnberger Bürgerfrau, Witwe

Ulrsula Teylin, am 1. Februar 1525 an den Rath, von wegen ihrer Tochter contra die Heiligin und Konvent zu St. Claren allhier (Nürnberg) schreibt, damit „ihr gefangenes und gepeinigtes Gemüß zu Ruhe gestellt werde.“ Sie richtet den Hohen Rath an, ihr behilflich zu sein, ihre Tochter, welche, unwissend, was sie thue, mit dem vierzehnten Lebensjahre in das Kloster gegangen sei, aus letzterem zu befreien. Es heißt in dem Schreiben: „Mich drängt mein und meiner Tochter Seelenheil Euer Fürsichtigkeit um des barmherzigen Gottes willen zu bitten und zu ermahnen, Ew. Fürsichtigkeit wollen zu Herzen nehmen, daß meine Tochter in unverlässigen Jahren in diesen Kerker gekommen ist, und daß Christus am jüngsten Gericht nicht erfordern wird Beten, Fasten, Schwoigen, Eier oder Fleisch, sondern allein Glaub und Liebe des Nächsten.“

Daß die Hausfrau, welche die traditionelle Würde des deutschen Weibes durch strenge Wahrung der sittlichen und gemüthlichen Bedeutung der Ehe zu behaupten wußte, überall geschätzt und gewürdigt wurde, davon sind Stellen in den zeitgenössischen Schriftstellern und gleichzeitige Sprichwörter bezeugen. Zum Beispiel:

Ein fromm, gottesfürchtig Weib ist ein seltsam Gut, viel edler und löblicher denn eine Perle. Ihr Schmutz ist Reinlichkeit und Fleiß. Sie hat ihren Mund auf mit Weisheit, auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Ihr Mann lobet sie, ihre Kinder kommen auf und preisen sie feig. Luther.

Es ist kein schöner Ding auf Erden Als Frauenlieb, wen sie mag werden. Derselbe.

Wo die Frau wirtschaftet, wächst der Sped am Balken. Agricola.

Schöne Weiber machen schöne Sitten. Derselbe.

Alle Freundschaft weit übertrifft Ein fromm Weib, das nichts Böses list. Wenn alle Freunde von Dir gehen, Wird sie getraulich bei Dir stehen. Und magen Alles in Freud und Leid Zu Deinem Dienst allzeit bereit. Coban Hesse.

Sie ist genug gezieret, die mit Ehrbarkeit, Tugend und gutem Verkommen bescheidet ist. Markgraf Albrecht von Brandenburg d. J.

Sei, was Du bist, ein Weib! Wüßst Du mehr sein, so bist Du kein. Gregor Heimburger.

Das Weib und der Ofen sind des Hauses Her. Sprichwort.

Mann ohne Weib Ist Haupt ohne Leib; Weib ohne Mann Ist Leib ohne Haupt daron. Alter Spruch.

Aber diesem Lobe und Preise gegenüber macht sich auch manche Stimme laut, die es vorzieht, der Rehrseite der Medaille eine scharfe Würdigung zu Theil werden zu lassen. Schon um der Gerechtigkeit willen, nicht bloß um unser helles Bild durch Schatten zu heben, wollen wir auch einigen der „bösen Zanzen“ des sechszehnten Jahrhunderts das Schlusswort gönnen.

Die Frauen haben jedes Jahr vier Krankheiten und jede dauert drei Monate. Seb. Frank.

Ein Weib verschweigt, was sie nicht weiß. Derselbe.

Wo es schlimm hergeht in der Welt Da ist ein Weib und ein Pfaff zugestellt. Derselbe.

Ein Weib mit vielköpfigem Kopf hat einen einseitigen Kopf. Joh. Fischart.

Es gibt nur zwei gute Weiber auf der Welt, die eine ist geboren und die andre nicht zu finden. Derselbe.

An einer Frau und an einer Mähle gibt es immer etwas zu hoffen und zu fürchten. Chr. Lehmann.

Die der Teufel zusammengefügt, kann keiner trennen und die Gott zusammengefügt, halten selten auseinander. Derselbe.

In der Weiber Kram findet sich immer etwas feil. Derselbe.

Drei Frauen, drei Gänse, drei Fische dabei Machen einen Jahrmarkt mit ihrem Geschrei. Joh. Buchler.

Es ist ein Kraut, heißt mulier, Davor hat Du Dich semper, Es trägt Dich fallaciter. Das glaube mir vermeiter. ?

Wer sich an Weibern thut vergassen Ist ein Eschaf und wird zum Affen. (Bürgerlust.)

Und endlich die Sprichwörter:

Kein Weib ohne nisi, die Bestie, die es bedeckt.

Frauentun ist nie umsonst.

Frauentlieb ist fahrende Hah, Heute lieb, morgen schabab.

Frauen haben mehr Launen als Locken.

*) Im germanischen Museum zu Nürnberg sind solche kostbare Puppenstuben erhalten.